

4. Der Weg zur Zeit

Zur Anwendung der Grounded Theory Methodology

»Am Anfang steht [...] ein Untersuchungsbereich – was in diesem Bereich relevant ist, wird sich erst im Forschungsprozeß herausstellen.« (Strauss/Corbin 1996: 8) Mit der Ausgangsfrage dieser Arbeit wird der Untersuchungsbereich umrissen – Museen als Akteure Kultureller Bildung in Zeiten zunehmender Digitalisierung (vgl. Kapitel 2). Im Forschungsprozess wird deutlich, welche Relevanz dem Zeitfaktor in diesem Feld zukommt. Um den Weg von der Forschungsfrage (Kapitel 2) über die theoretische Einbettung der Forschungsarbeit (Kapitel 3) hin zu den Ergebnissen (Kapitel 5 und 6) nachvollziehen zu können, fungiert dieses Kapitel als Wegbeschreibung. Es legt die entsprechenden methodologischen und methodischen Entscheidungen dar, das mit der Methodologie verbundene Verständnis von Forschung und Forschungsergebnissen, die darauf beruhende Generierung und Analyse der Daten. Das Kapitel beschreibt den Forschungsprozess, um die wesentlichen Schritte auf dem Weg zur Grounded Theory nachzuzeichnen. Bestmögliche Sorgfalt und Transparenz in der Darstellung dieses Weges ist geboten, da mit der Wahl der GTM bestimmte Herausforderungen einhergehen, die sich unterschiedlich lösen und formulieren lassen. Das betrifft zum Beispiel die lineare Verschriftlichung zirkulärer Forschungsprozesse, die Rolle und Entwicklung der theoretischen Sensibilisierung im Prozess einerseits, ihre Platzierung im Text andererseits. Der Forschungsarbeit dient die GTM sowohl als »methodologischer Rahmen (als Grounded Theory-Methodologie)« als auch als »methodische Orientierung mit konkreten Analyseschritten (als Grounded Theory-Methode)«, um dadurch eine »gegenstandsnahe Grounded Theory« zu generieren (Pentzold/Bischof/Heise 2018: 4–5, Herv. i.O.; vgl. Strauss/Corbin 1996: 9). Zunächst wird – basierend auf der Forschungsfrage, dem dahinter stehenden Interesse und Kontext – die Entscheidung für die GTM thematisiert (Kapitel 4.1). Es folgen die Darstellungen der für die GTM typischen

Bestandteile: Die theoretische Sensibilisierung (Kapitel 4.2), das Sampling (Kapitel 4.3), die Datengenerierung und -bearbeitung (Kapitel 4.4), die Analyse (Kapitel 4.5) sowie abschließend ein Blick auf Gütekriterien der GTM (Kapitel 4.6.).

4.1 Entscheidungskriterien: Zur Wahl der Grounded Theory Methodology

Ausschlaggebend war für die Vorgehensweise im Forschungsprojekt das Interesse und die formulierte Fragestellung, die in Kapitel 2 vorgestellt wird und sich unter anderem im Kontext der DiKuBi-Förderlinie des BMBF entwickelte (vgl. Kapitel 3). Die darin bereits verankerte Frage nach den Möglichkeiten der Akteur_innen Kultureller Bildung angesichts der zunehmenden Digitalisierung wurde im Laufe des weiteren Forschungsprozesses angepasst. Sie wurde in ihrer Formulierung und ihren Begrifflichkeiten geringfügig modifiziert, um dem Erkenntnisinteresse und Forschungsgegenstand gerecht zu werden (vgl. Strauss/Corbin 1996: 20–21, vgl. Kapitel 1.3; Kapitel 2).

Das Forschungsinteresse war mit seinen Wurzeln in der Förderlinie grundsätzlich bereits »in qualitative Begrifflichkeiten eingebettet« (ebd.: 22). Das heißt, es war von der inhaltlichen Ausrichtung, der Methodologie und Methode im Förderprojekt beeinflusst (vgl. Reinwand-Weiss/Roßkopf 2021a). Da sich das Vorgehen mit der GTM darin bewährte und sich für die entwickelte Fragestellung sowie den Grad ihrer Offenheit ebenso eignete, fiel die Entscheidung erneut auf die GTM. Die Fragestellung bot die für die GTM erforderliche »Flexibilität und Freiheit« (Strauss/Corbin 1996: 22), die das Forschungsinteresse gleichzeitig auch einforderte.

Die GTM eignet sich besonders, um Zusammenhänge zu verstehen und zu hinterfragen, durch Anwendung ihrer spezifischen Vorgehensweisen komplexe Bedingungsgefüge offenzulegen (vgl. ebd.: 5).

Das Ziel der Grounded Theory ist das Erstellen einer Theorie, die dem untersuchten Gegenstandsbereich gerecht wird und ihn erhellt. In dieser Tradition arbeitende Forscher hoffen zudem, daß ihre Theorien letztendlich innerhalb ihrer jeweiligen Disziplin zu weiteren Theorien in Beziehung gesetzt werden und zu einer kumulativen Erkenntniszunahme führen, deren Implikationen sich auch in der praktischen Anwendung bewähren. (Ebd.: 9)

In diesem Sinne wurde mit den Forschungsergebnissen das Ziel verfolgt, sowohl Forschungslücken zu schließen als auch Schlussfolgerungen für die Praxis zu ermöglichen (vgl. ebd.: 6). Dazu wurde ein theoretisches Modell entworfen, die sogenannte »gegenstandsverankerte Theorie« (ebd.: 7; vgl. Kapitel 6). Sie ist das Ergebnis eines empirisch, qualitativ, induktiv und iterativ angelegten Forschungsprozesses. Der offene Charakter der Ausgangsfrage ermöglichte im Analyseprozess eine starke Ausrichtung der Ergebnisse am Datenmaterial und damit die in der GTM geforderte Gegenstandsverankerung. Im Gegensatz zu Mitteln einer quantitativ angelegten Forschung (vgl. ebd.: 3), basiert die GTM auf dem Generieren, Verstehen und Interpretieren des empirischen Datenmaterials im Zuge bestimmter Analyse-, der sogenannten Kodierschritte (vgl. Kapitel 4.5). Ausgehend von den Beobachtungen im Datenmaterial wurden durch das Kodieren induktiv Konzepte generiert, die schließlich zur Theoriebildung führten (vgl. Strauss/Corbin 1996: 7). Das empirische Material bestand aus Interviews, die im Untersuchungsfeld durchgeführt wurden und in Kapitel 4.3 vorgestellt werden. Sie bildeten den Dreh- und Angelpunkt der Arbeit und die Basis der generierten Theorie zu Chronoliteracy im Kontext von Museumsarbeit angesichts zunehmender Digitalisierung (vgl. Kapitel 4.5; Kapitel 6).

Die Untersuchung der Bedingungsgefüge im Feld gemäß GTM führte zur »Entdeckung«¹ des Zeitfaktors als Schlüsselkategorie für die zu entwickelnde Theorie. Die Zusammenhänge der Phänomene, Prozesse, Produkte und Prinzipien der Digitalisierung mit anderen alltäglichen und gegenwärtigen, sozialen oder kulturellen Phänomenen und Prozessen im Museumskontext wurden im empirischen Material sichtbar und durch die entwickelte Theorie erklärbar gemacht. Die Forschungsfrage und die GTM setzten den Rahmen, um das Untersuchungsfeld vor dem Hintergrund zunehmender Digitalisierung zu betrachten, es durch die Rahmensetzung einzugrenzen und bearbeitbar zu machen. Dabei blieb gleichzeitig ausreichend Raum für die Beobachtung der im Feld relevanten, zuvor nicht absehbaren Zusammenhänge, wie in diesem Fall für den Zusammenhang mit dem Faktor Zeit. Diese Entdeckung wird dem offenen und explorativen Charakter der Vorgehensweise zugeschrieben.

Die GTM wird als »problemzentrierter Verfahrensrahmen« (Pentzold/Bischof/Heise 2018: 3) bezeichnet, der »vor allem die Spezifik des Materials für

1 So die Übersetzung aus dem ersten Buch, das von Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss zur GTM veröffentlicht wurde: »The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research« (Glaser/Strauss 2009).

die Bildung empirisch begründeter, konzeptuell gehaltvoller Theorien betont« (ebd.). Sie gibt einen Rahmen zur Untersuchung des Phänomenbereichs vor, der genug Platz lässt, um die konkrete Vorgehensweise den Spezifika des Datenmaterials anzupassen, um daraus wiederum die Theorie abzuleiten. In einem solchen Verständnis von Theorie als Interpretation des Datenmaterials misst sich ihr Wert und Wahrheitsgehalt »über ihre Stimmigkeit und ihren voraussichtlichen Nutzen« (Strauss/Corbin 1996: 279, vgl. Kapitel 4.6).

Mit der Darstellung dieser Bedingungsgefüge im Untersuchungsfeld kann die Theorie von der Chronoliteracy »mit praktischem Erklärungspotential« für die Akteur_innen im Feld »zu einem verbesserten Verständnis ihrer Praxis beitragen.« (Strübing 2018: 35) Die Ausformulierung der Theorie von Chronoliteracy dient demnach als theoretische und praktische Grundlage für das Verständnis und die Nutzung musealer Möglichkeitsräume (Kapitel 6). Die Vorgehensweise gemäß GTM hat mit ihrer Verankerung im Pragmatismus zum Ziel, gerade solches Wissen zu generieren, das »Handelnde also in die Lage versetzt, sich kompetenter in ihrer Umwelt zu bewegen« (ebd.).

Diese Denkweise geht davon aus, dass es nicht die eine Realität gibt, die es lediglich abzubilden gilt. »Eine Theorie ist nicht die Ausformulierung einiger entdeckter Aspekte einer bereits existierenden Wirklichkeit ›da draußen‹.« (Strauss/Corbin 1996: 279) Dementsprechend wird der Begriff der »Datengenerierung« vorgeschlagen, da Daten nicht einfach gesammelt oder erhoben, sondern gewissermaßen erst gemacht werden (Strübing 2018: 34). Theorie ist eine Interpretation dieser Daten, die im Handeln und Forschen entsteht und nicht unfehlbar ist (vgl. Strauss/Corbin 1996: 279).

Realität wird dabei nicht – wie in positivistischer Denktradition üblich – als etwas außerhalb der einzelnen Individuen objektiv Vorhandenes und als solches Beschreibbares verstanden, sondern Realität wird im Prozess des menschlichen Handelns konstituiert, hat ihren Bezugspunkt also in konkreten Handlungsproblemen [...] (Aßmann 2013: 84)

Aus dieser Perspektive erschließt sich die wichtige Rolle des empirischen Materials, die sich in der Strukturierung dieser Forschungsarbeit, in der Gewichtung der Kapitel widerspiegelt. Wie bereits deutlich wurde, richtete sich der Forschungsprozess stark am Datenmaterial aus, was eine entsprechende Flexibilität und Offenheit in der Anwendung der GTM-spezifischen Analyseverfahren bedeutete. Es ging weniger um ein starres »Befolgen fester Regeln«

(Pentzold/Bischof/Heise 2018: 3), als vielmehr um eine dem Gegenstand entsprechende Auslegung von Leitlinien.

4.2 Entwicklung der theoretischen Sensibilität

Folgendes Verständnis von theoretischer Sensibilität wird der vorliegenden Forschungsarbeit zugrunde gelegt:

Gemeint ist ein Bewußtsein für die Feinheiten in der Bedeutung von Daten. [...] Die Ausprägung der Sensibilität hängt ab vom vorausgehenden Literaturstudium und von Erfahrungen, die man entweder im interessierenden Phänomenbereich selbst gemacht hat oder die für diesen Bereich relevant sind. [...] Theoretische Sensibilität bezieht sich auf die Fähigkeit, Einsichten zu haben, den Daten Bedeutung zu verleihen, die Fähigkeit zu verstehen und das Wichtige vom Unwichtigen zu trennen. (Strauss/Corbin 1996: 25)

Die theoretische Sensibilität lässt sich über folgende beiden Fragen einkreisen: Wozu dient sie und woraus besteht sie?

Sie bildet eine Grundlage für die Datengenerierung und -analyse, für das theoretische Sampling (vgl. Kapitel 4.3), die Leitfragen der Interviews (vgl. Kapitel 4.4) und die Interpretation der Daten (vgl. Kapitel 4.4). Sie setzt Richtungsweiser im induktiven Forschungsprozess. Sie ermöglicht die erforderlichen Verstehens- und Entscheidungsprozesse. Aus ihr lassen sich Kriterien für entsprechende Einordnungen und Fokussierungen von Phänomenen im Datenmaterial ableiten. Sie bietet »Aufmerksamkeitsrichtungen« (Truschkat/Kaiser/Reinartz 2005: Absatz 25) für den Umgang mit dem Datenmaterial. Sie hilft, »empirisches Material systematisch zu gewinnen, umsichtig und sensibel auszuwerten und stringent zusammensetzen« (Götzö 2014: 447).

Zu Beginn der Forschung war eine gewisse Kenntnis des Forschungsstands erforderlich, um bestehende Desiderate zu (er-)kennen. Dadurch ließen sich relevante Fragen für das Feld eruieren, um mit deren Hilfe Forschungslücken schließen zu können. Die Auswahl der Interviewpartner_innen, das theoretische Sampling (Kapitel 4.3), war wesentlich davon beeinflusst. Bestehende Literatur diente der Inspiration für feldrelevante Fragen (vgl. Strauss/Corbin 1996: 34–35) und grundsätzlich der Entwicklung des Interviewleitfadens (vgl. Lünenborg/Maier 2018: 176–178, vgl. Kapitel 4.4). Aus der Lektüre digitaler Museumsstrategien und ausgewählter Literatur zu Museen und Digitalisierung

(vgl. Kapitel 3) speisten sich die Interviewleitfragen (vgl. Kapitel 4.4). Die theoretische Sensibilität bildete die Grundlage für den Auswertungsprozess und die Herausarbeitung der Konzepte und Kategorien. Sie beeinflusste die Wahrnehmung und »den Blick auf die Daten« (Aßmann 2013: 91).

Im Laufe des hier beschriebenen Forschungsprozesses und gerade aufgrund der veränderten Situation und Bedeutung von Digitalität als Folge der Pandemie, galt es diese Entwicklungen im Blick zu behalten, um für das Feld relevant zu bleiben. Die theoretische Sensibilität war wichtig für die Auswahl derjenigen Aspekte aus dem Datenmaterial, die weiterverfolgt und schließlich zu einer Theorie zusammengesetzt wurden. Die entstandene Theorie wurde im Bewusstsein von und im Zusammenhang mit bestehenden Kenntnissen entwickelt, um so ihre Anschlussfähigkeit und ihren Neuigkeits-, im Sinne eines Erkenntniswerts zu erhöhen.

Die Offenheit, die in der Forschungsfrage angelegt war, zog sich durch den Forschungsprozess hindurch. Dieser ist in der GTM zirkulär angelegt, die Daten- und die Theoriegenerierungen überlagern sich in mehreren Iterationen: »Die zirkuläre Abfolge von Datenerhebung und Datenauswertung verleiht dem Forschungsprozess die Offenheit, die nötig ist, um eine gegenstandsbezogene Theorie aus der Empirie heraus zu entwickeln.« (Truschkat/Kaiser/Reinartz 2005: Absatz 41). Das bedeutet, dass die theoretische Sensibilisierung der Datengenerierung und -interpretation nicht etwa vorgelagert ist, sondern weiterhin parallel verläuft. Wird der Forschungsprozess verschriftlicht, entsteht womöglich der Eindruck einer Chronologie, wie sie im Prozess selbst nicht gegeben war. Bei der Vorstellung und theoretischen Einbettung der Forschungsfrage in Kapitel 2 und Kapitel 3 ist dementsprechend im Hinterkopf zu behalten, dass theoretische Bezüge erst im Verlauf oder nach Ende der Analyse hergestellt wurden. Dementsprechend finden sie zum Teil erst in den Ergebnisdarstellungen Erwähnung, direkt dort, wo sie anschlussfähig sind, sei es zur Ergänzung der entwickelten Theorie, zur Klärung, Schärfung oder auch Abgrenzung, etwa zu Ideen der Beschleunigung (vgl. Rosa 2019, 2020), der Visual Literacy (vgl. Sturm 2021: 32) oder des Zeitwohlstands (vgl. von Jorck/Gerold/Geiger/Schrader 2019: 5–6; Kapitel 6).

Die Interviewaussagen wurden ausschlaggebend für die weitere Ausrichtung der theoretischen Sensibilisierung. Aus dem empirischen Material heraus ergab sich der Fokus auf den Faktor Zeit (vgl. Kapitel 4.5), der sich in bestehender Literatur wiederfand. Erst im Wechselspiel aus den Analyseschritten mit fortschreitender Lektüre und Diskussion entstanden die wesentlichen Konzepte und Kategorien auf dem Weg zur Grounded Theory.

Wichtig ist zu betonen, wozu die theoretische Sensibilität nicht dienen soll: Aus den Literaturstudien und Erfahrungen werden keine Thesen oder Positionen entwickelt, die anhand des Datenmaterials nur überprüft werden. Entscheidend für die GTM ist der Umgang mit und die Anwendung von bestehendem Wissen, ob es »zu einem die Studie präformierenden theoretischen Rahmen verdichtet oder aber als Ausgangsmaterial für generative Fragen genutzt wird« (Strübing 2018: 48). Letzteres ist der Fall. Die theoretische Sensibilisierung erfolgte durch das Literaturstudium und Erfahrungen im Untersuchungsfeld, zum Beispiel die in Kapitel 2 und 3 angeführte Literatur (vgl. Kapitel 4.3, vgl. Strauss/Corbin 1996: 31–38), die Erfahrungen der Autorin (CR) aus dem Förderprogramm DiKuBi und aus den beruflichen Tätigkeiten in Museen (vgl. Strauss/Corbin 1996: 26). Kenntnisse ergaben sich aus Konferenzbesuchen², eigenen Konferenz- und Publikationsbeiträgen, aus der universitären Lehre, dem Austausch in Kolloquien, mit Studierenden und Kolleg_innen³. Teilweise entstanden sie durch gezielte Recherchen wie etwa nach Webangeboten, Organigrammen und digitalen Strategien von Museen

-
- 2 Zu den besuchten Veranstaltungen zählen beispielsweise: Das Kunstmuseum im digitalen Zeitalter, 16.-20.01.2023 (s. Österreichische Galerie Belvedere b); Digitales Kulturerbe: Kuratieren – Teilen – Nutzen – Sichern, 06.12.2018 (s. Forschungs- und Kompetenzzentrum Digitalisierung Berlin); Kunstkritik und Netzkultur. Bestandsaufnahmen aus dem Arbeitsalltag, 10.11.2018, Symposium des Kunstkritikervereins AICA Deutschland e. V. (s. Kunsthalle Mannheim b).
 - 3 Beispiele für Beiträge zu Konferenzen und Publikationen: S. ICOM ICOFOM ASPAC; s. ICOM ICOFOM; s. Landschaftsverband Rheinland b; vgl. Roßkopf 2023; Jörisen/Roßkopf/Rummler/Bettinger/Schiefner-Rohs/Wolf 2022; Reinwand-Weiss/Roßkopf 2021 a-c. Beispiele für Seminare sind: Der Traum vom Fliegen. Ästhetische Bildung in musealen und virtuellen Welten, 2022/23, Universität Kassel, in Kooperation mit der GRIMMWELT Kassel und dem Interactive Design Studio A.MUSE; Art Up Your Life – Kulturelle Bildung museal und digital, 2020/21, Universität Hildesheim, mit Beteiligung von: Abteilung Kunstvermittlung/Kunstmuseum Wolfsburg, Büro FuzzyFusion, Bildung und Vermittlung/Museum Friedland, Digitale Burg/Annette von Droste zu Hülshoff-Stiftung, Factory 4.0/Museum Brandhorst, Kindermuseum Junges Schloss & Abteilung Digitale Museumspraxis & IT/Landesmuseum Württemberg; Ästhetik, Digitalität, Experiment: Digitale Räume für Kulturelle Bildung, 2020/21, Universität Hildesheim, mit einem Gastbeitrag von DiKuBi-ON. Teilnahme an den Kolloquien von: Netzwerk Forschung Kulturelle Bildung unter wissenschaftlicher Begleitung durch den Koordinierungskreis und darunter Vanessa-Isabelle Reinwand-Weiss; Fiona McGovern, Institut für Bildende Kunst und Kunstwissenschaft, Stiftung Universität Hildesheim; Verena Freytag, Fachgebiet Ästhetische Bildung und Bewegungserziehung am Institut für Musik der Universität Kassel.

oder aufgrund von Erwähnungen und konkreten Hinweisen der Interviewpartner_innen⁴, teilweise durch beiläufige Beobachtungen der Museumswelt während der eigenen Berufstätigkeit oder bei Ausstellungsbesuchen.

Die Vertrautheit mit den Aufgaben und Strukturen unterschiedlicher musealer Institutionen und die Schnittmengen an Wissen und Erfahrungen mit den Interviewpartner_innen trugen einerseits zu vertieften Einsichten im Forschungsprozess bei. Andererseits galt es, immer wieder Distanz aufzubauen, eigene Prämissen aufzudecken und unterschiedliche Perspektiven einzunehmen. Dafür war der oben erwähnte Austausch unverzichtbar. Bei Konferenzen wurden Ergebnisse vorgestellt und mit Kolleg_innen diskutiert, bei Kolloquien wurden ebenfalls Zwischenergebnisse vorgestellt sowie Interviewpassagen von den Teilnehmenden unterschiedlicher Fachdisziplinen kodiert und besprochen, ebenso bei Methodenworkshops, Schreibklausuren oder informellen Treffen mit Kolleg_innen.

Gerade im Gespräch mit anderen Fachdisziplinen wurde die Bedeutung des impliziten Wissens für die Interpretation der Daten offensichtlich, wie etwa der Kenntnisse über Spezifika abteilungsübergreifender Arbeit in Museen. Die Diskussionen sensibilisierten für Auffälligkeiten in den einzelnen, ausgewählten und besprochenen Passagen, die im Gesamtbild der jeweiligen Interviews nicht so stark aufgefallen waren. Solche Termine waren Anlass für die Präsentation und eine entsprechende Aufbereitung des vorhandenen Materials in Worten und Diagrammen – forcierten so die Ausformulierung und Klärung von Zusammenhängen. Gegenstand der Diskussionen bildeten vor allem die unterschiedlichen, in den Daten gelesenen Deutungsmöglichkeiten und der Umgang mit theoretischer Sensibilität. »Der Austausch mit anderen im Sinne einer kommunikativen Validierung der Forschungsergebnisse bildet somit eines der zentralen Gütekriterien qualitativer Forschung« (Truschkat/Kaiser/Reinart 2005: Absatz 48; vgl. Eisemann/Tillmann 2018: 262). Die Autor_innen beziehen die kommunikative Validierung als Möglichkeit zur Überprüfung des Vorgehens besonders auf den Prozess des theoretischen Samplings (Kapitel 4.3). Im Forschungsprozess erwies sich diese Form der Validierung darüber hinaus immer wieder als geeignetes Mittel, der Austausch

4 Hinweise in den Interviews deckten sich zum Teil mit der bereits bestehenden theoretischen Sensibilität, brachten zum Teil weitere Aspekte ein. Beispiele sind Förderprojekte und dazugehörige Publikationen (vgl. museum4punkto, Herzberg 2023), der Begriff des Möglichkeitsraums bei Felix Stalder (vgl. Stalder 2016), derjenige der digitalen Allmende bei Barbara Fischer (s. Wikimedia Deutschland).

über Prämissen, Schlussfolgerungen und Interpretationsmöglichkeiten als wichtig, gerade in den einzelnen Kodierschritten und der Herausarbeitung der Kernkategorien.

Als Grundlage für diesen Austausch dienten Interviewpassagen zum Kodieren, Zwischenergebnisse und (vorläufige) Kategorien sowie gedächtnisstützende Notizen, sogenannte Memos (vgl. Kapitel 4.2; Eisemann/Tillmann 2018: 262). Letztere waren sowohl Ausgangspunkt als auch Ergebnis des Austauschs. Sie entstanden vor allem während des Kodierens und direkt im Programm für die computergestützte Datenanalyse (vgl. Strauss/Corbin 1996: 171; Kapitel 4.4; Kapitel 4.5). Andere entstanden in den Präsentationen und – im späteren Prozess – direkt im Textdokument (vgl. ebd.: 175–181).

Für die ersten acht Interviews waren es etwa tausend Memos, für die nächsten sieben Interviews etwa fünfhundert. Sie umfassten zum Teil nur einen Hinweis in zwei bis drei Worten, etwa auf die Notwendigkeit einer Überprüfung (vgl. »Planungs-Notizen«, ebd.: 169), eine Literaturangabe oder eine Verbindung zu anderen Codes. Zum Teil enthielten sie ausführlichere Gedanken (vgl. »Theoretische Notizen«, ebd.; Beispiele in Kapitel 4.5). Sie variierten je nach Kodierschritt (vgl. ebd.: 175; Kapitel 4.5). Sie ermöglichten während der Ausarbeitung der Theorie das »Pendeln« zwischen den empirischen Daten und der Theorieentwicklung, den Interviewaussagen und dem abstrakten Denken, »um Abstraktionen in der Wirklichkeit zu verankern.« (Ebd.: 170; vgl. ebd.: 198–199) Den Memos kommt eine entsprechend wichtige Bedeutung im Analyseprozess zu (vgl. Strauss 1994: 62).

Sowohl Literatur⁵, (Berufs-)Erfahrungen und Recherchen als auch das Datenmaterial selbst, Diskussionen darüber, Memos und die Analyse an sich beeinflussten den Sensibilisierungsprozess. Beispiele für das »Pendeln« (Strauss/Corbin 1996: 170) folgen im Kontext des Analyseprozesses mit den einzelnen Kodierschritten in Kapitel 4.5.

4.3 Theoretisches Sampling: Zur Wahl der Interviewpartner_innen

Theoretisches Sampling meint den auf die Generierung von Theorie zielenden Prozess der Datenerhebung, währenddessen der Forscher seine Daten parallel erhebt, kodiert und analysiert sowie darüber entscheidet, welche

5 Zur Sammlung und Verschlagwortung der Quellen wurde das Literaturverwaltungsprogramm Zotero (6.0.37) verwendet (s. Zotero).

Daten als nächste erhoben werden sollen und wo sie zu finden sind. Dieser Prozess der Datenerhebung wird durch die im Entstehen begriffene [...] Theorie *kontrolliert*. (Glaser/Strauss 2010: 61, Herv. i.O.)

Aus dem Zitat zur grundsätzlichen Beschreibung des theoretischen Samplings geht erneut hervor, dass der Forschungsprozess zirkulär angelegt ist und sich Daten- und Theoriegenerierung, Sensibilisierung und Sampling überlagern. Eine rein chronologische Darstellung des Vorgehens ist damit schwer möglich, auch hier lassen sich Überlagerungen und Dopplungen nicht immer vermeiden. Im Fokus des nun folgenden Kapitels stehen die Sampling-Strategien, Informationen zur Auswahl der Interviewpartner_innen und den damit verbundenen Voraussetzungen und Herausforderungen.

Über die unterschiedlichen Phasen und damit einhergehenden Anforderungen der Forschung hinweg variierten auch die Sampling-Strategien. Corbin und Strauss schlugen für den Anfang eine Kombination aus dem »gezielten«, »systematischen« und »zufälligen« Sampling vor (Strauss/Corbin 1996: 155–156). Diese – recht offenen – Vorgehensweisen korrespondierten mit dem ersten Analyseschritt im Kodierprozess, dem sogenannten offenen Kodieren (vgl. Kapitel 4.5). Die Offenheit führte zu einer »weiten Spannweite« (ebd.: 150), um zunächst Datenmaterial anzusammeln und daraus Konzepte zu entwickeln (vgl. ebd.: 153). Einhergehend mit dem sogenannten axialen Kodieren folgte dann die weitere Verdichtung und Entwicklung von Variationen, um Verhältnisse zwischen Konzepten zu bestimmen (ebd.: 156–157). »Diskriminierendes Sampling« (ebd.: 158) meinte im Zusammenhang mit dem dritten Kodierschritt, dem sogenannten selektiven Kodieren, zu einer finalen Auswahl, Überprüfung und theoretischen Sättigung zu gelangen (vgl. Kapitel 4.5). Mit der parallel zunehmenden Sensibilisierung veränderte sich schließlich die Suche nach und der Blick auf die Daten.

Die ersten Fälle werden noch nicht auf der Grundlage einer spezifischen gegenstandsbezogenen sozialwissenschaftlichen Theorie, sondern auf der Grundlage einer ersten vorläufigen Problemdefinition getroffen. Erst nach und nach werden theoretische Kategorien entwickelt, die dann die Auswahl der nächsten Untersuchungseinheiten leiten. (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021: 232)

Im vorliegenden Fall fiel die Entscheidung auf die Durchführung von Expert_inneninterviews im Museumskontext, um solche Untersuchungsein-

heiten zu schaffen (vgl. Strauss/Corbin 1996: 151). Das damit verbundene Ziel war, »die professionellen Bedingungen, Routinen und Entscheidungsprozesse« (Lünenborg/Maier 2018: 174) des Museumspersonals in den Blick zu bekommen (vgl. ebd.). Ausschlaggebend für die Wahl der Interviewpartner_innen waren ihre »Berufsrollen« (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021: 155) und ihr »Betriebswissen« (ebd.: 156; vgl. Meuser/Nagel 1991: 445–446). Sowohl ihr »erfahrungsbasiertes Wissen« als auch »professionell erworbenes Deutungswissen zur Strukturierung des Feldes« (Lünenborg/Maier 2018: 174) waren für die Forschungsfrage von Interesse. Einerseits berichteten sie als Expert_innen aus ihrer Berufspraxis und konkreten Erfahrungen, wie etwa mit der Konzeption und Realisierung digitaler Formate und Online-Sammlungen. Andererseits schöpften sie aus der Reflexion ihrer Tätigkeiten, wie beispielsweise im Kontext von kollegialem Austausch und Beiträgen zu Konferenzen und Publikationen sowie zum Diskurs auf museumsspezifischen und kulturpolitischen Plattformen. Einige der für die Forschungsfrage relevanten Strategien und Aussagen der Interviewpartner_innen waren dadurch »reflexiv verfügbar« (Meuser/Nagel 2013: 463). Der Begriff des »Expertinnenwissens« umfasst ebenso weniger reflektiertes, implizites Wissen, die »kollektiv verfügbaren Muster« (ebd.) und »funktionsbereichsspezifischen Regeln« (ebd.), die erst durch das Interview und dessen Auswertung explizit und verfügbar gemacht wurden.

Dabei ist zu bedenken: »In der Grounded Theory sammelt man Ereignisse und Vorfälle, die Indikatoren für theoretisch relevante Konzepte sind. Personen, Orte und Dokumente stellen lediglich die Mittel dar, diese Daten zu erhalten.« (Strauss/Corbin 1996: 164–165) Von Interesse sind für die Forschungsarbeit nicht die Interviewpartner_innen selbst, sondern »ihre Problemsicht, ihre spezifischen Erfahrungen und Wissensbestände innerhalb eines institutionellen Kontextes« (Lünenborg/Maier 2018: 174; vgl. Meuser/Nagel 1991: 442).

Die Erläuterungen zum Sampling stellen sich als Gratwanderung heraus: Einerseits besteht der Anspruch, die zugesicherte Anonymität der Interviewpartner_innen zu gewährleisten, auf der anderen Seite auch derjenige an Transparenz und Nachvollziehbarkeit der Forschung (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021: 159; Miethe 2013: 929–930; DGfE/GEBF/GFD 2020: 12). Die aufgeführten Metadaten sind ein Versuch, beidem gerecht zu werden (vgl. Kapitel 4.4; Anhang 2).

Die Interviewpartner_innen wurden zum Teil ganz gezielt dort gesucht, wo Antworten auf die Forschungsfrage und nützliche Informationen vermutet wurden (vgl. Truschkat/Kaiser/Reinartz 2005: Absatz 21). Die gezielte Su-

che war für die vorliegende Arbeit wesentlich und führte über Onlinerecherchen zu möglichen Interviewpartner_innen aus Museen, die sich erkennbar mit Digitalisierung befassten. Anhaltspunkte für potenzielle Kontakte waren beispielsweise Online-Angebote und digitale Strategien von Museen, ihre Beteiligung in Förderprojekten mit entsprechender thematischer Ausrichtung. Die gezielte Auswahl der Interviewpartner_innen basierte also auf den Recherchen zu Museen, ihren Angeboten, Schwerpunkten und Organigrammen (vgl. Meuser/Nagel 2013: 464).

Zunächst beschränkte sich die Auswahl auf Kunstmuseen in Deutschland als Konsequenz aus dem vorhergegangenen Förderprojekt (vgl. Kapitel 2; Kapitel 3; Reinwand-Weiss/Roßkopf 2021a). Die Fokussierung auf den deutschen Kontext wurde aus pragmatischen Gründen beibehalten, um das Forschungsvorhaben handhabbar zu halten und die Vergleichsmöglichkeiten zu vereinfachen, etwa in Hinblick auf die Sprache und die spezifische Museumslandschaft mit ihren unterschiedlichen Trägerschaftsmodellen in Deutschland (vgl. Rahempour/Grotz 2022; Statista 2023).

Während die ersten vier Interviews im unmittelbaren Kontext von Kunstmuseen entstanden, wurden anschließend auch andere Kontexte berücksichtigt. Die gewählten Interviewpartner_innen hatten spezifische Bezüge zum Forschungsthema, zum Beispiel Erfahrungen mit themenspezifischen Exponaten und Ausstellungen, mit ehrenamtlichen und beruflichen Tätigkeiten, auch außerhalb des Museums.

Kunstmuseen wird immer wieder eine besondere Rolle unter den Museumstypen zugesprochen, bedingt durch ihre Geschichte und Objekte (vgl. Niewerth 2018: 39–40; Korff 2002/1984: 114–115; Schweibenz 2001: 1). Die Klassifizierung eines Objekts als Kunstwerk bringt – im Unterschied etwa zu einem kultur- oder naturhistorisch interpretierten Objekt – andere Präsentationsweisen und Kontextualisierungen mit sich.

Zum einen sind die Exponate des Kunstmuseums schon zum Zeitpunkt ihrer Entstehung als Träger kulturellen Sinns vorgesehen gewesen, während jene des historischen Museums erst in der Ausstellung dazu werden. Zum anderen (und damit zusammenhängend) steht das Ausstellungsstück im Kunstmuseum in sehr viel höherem Maße für sich allein, während jenes der historischen Ausstellung in seiner Aussagekraft weit stärker vom Gesamtgefüge des musealen Raumes abhängig ist (vgl. Grütter 1997: 668f.). (Niewerth 2018: 40 mit Hinweis auf Grütter 1997: 668–669)

Auch wenn zu bedenken und durchaus strittig ist, inwiefern eine solche Klassifikation als Kunst konstruiert und dekonstruierbar ist (vgl. Wonisch 2018: 19; Karp/Lavine 1991; Deliss/Mutumba 2014: 168, 150, 107, 97), wird den Exponaten des Kunstmuseums vielfach eine andere Bedeutung und Aussagekraft zugeschrieben. Das hat letztendlich auch Auswirkungen auf ihre Wiedergabe in digitalen Räumen und die dazugehörigen Diskurse zur Digitalisierung, zu den Kontextualisierungen und Darstellungen von Objekten, der Rolle von Original und Digitalisat, der Vermittlung und Zugänglichkeit, Reproduktion und Dokumentation (vgl. Niewerth 2018: 39 mit Hinweis auf Korff 2002/1984: 115; Thiemeyer 2015; Schweibenz 2001: 1, 2008: 69–79). Diese Aspekte spielten für die vorliegende Arbeit eine Rolle (vgl. Kapitel 5), begründeten jedoch – so die Einsicht im Laufe der Forschung – nicht den Ausschluss weiterer Museumstypen⁶.

Ferner wurden Interviewpartner_innen durch ein systematisches Vorgehen gesucht, indem etwa Tagungen zum Forschungsthema besucht wurden, die grundsätzlich die Chance boten, Kontakte zu potenziellen Interviewpartner_innen zu knüpfen – ohne dabei gezielt auf vorher recherchierte Personen zuzugehen (vgl. Truschkat/Kaiser/Reinartz 2005: Absatz 20). Systematisch, aber spontan wurden Gespräche und Vorträge vor Ort für Interviewanfragen genutzt. Ebenso entstanden Begegnungen auf Tagungen abseits des Forschungsthemas, daraus Interviewtermine mit Personen, die nicht den anfänglichen Samplekriterien entsprachen. Sie sind dem zufälligen Sampling zuzurechnen und der Offenheit zuzuschreiben, die besonders am Anfang, aber auch im späteren Forschungsprozess eine wichtige Rolle für die Datengenerierung und -interpretation spielte.

Insgesamt waren es acht Personen mit unterschiedlichen Erfahrungen in deutschen Museen und dortigen Digitalisierungsprozessen. Es handelte sich nicht immer um Museumspersonal im engsten Sinn, sondern auch um ehemalige Mitarbeiter_innen oder Personal aus der weiteren Museumsbranche. Die beruflichen Positionen einiger Interviewpartner_innen hatten sich seit der ersten Kontaktaufnahme verändert. Darunter waren Leitungspositionen wie etwa die Leitung eines Hauses, einer Abteilung oder eines Projektes (vgl. Meuser/Nagel 1991: 444). Die Schwerpunkte ihrer Tätigkeiten waren unterschiedlich verteilt, zum Beispiel auf die Vermittlung, Ausstellungen oder

6 Innerhalb der ersten Datengenerierung sind fünf der acht Interviewpartner_innen dem Kontext von Kunstmuseen zuzuschreiben, innerhalb der zweiten Datengenerierung sind es aufgrund ihrer Stellenwechsel zwei von sieben.

Kommunikation. Die Stellen waren teilweise befristet, teilweise unbefristet. Die Zahl der Jahre mit Berufserfahrung variierte, ebenso das Alter der interviewten Personen. Die Interviewpartner_innen waren in unterschiedlichem Maß und aus diversen Perspektiven »mit den institutionellen Mechanismen des fraglichen Bereichs vertraut« (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021: 158). Die Stellenbezeichnungen verwiesen nur zum Teil explizit auf den Bezug zur Digitalisierung. Dabei ist zu beachten, dass die in diesem Abschnitt angeführten Beschreibungen zwar ein Bild vom Sampling zeichnen, jedoch nicht zu Kriterien des Samplings oder der Analyse zählten. Das heißt, dass die Analyse keinen Vergleich zwischen Museumstypen, zwischen Perspektiven der unterschiedlichen Abteilungen, Alters- oder Geschlechtergruppen anstrebte. Vielmehr verfolgte die Analyse gemäß GTM die Entdeckung von neuen Faktoren. Dementsprechend finden sich keine Informationen oder Darstellungen von Abhängigkeiten in Bezug auf die Größe der Museumsteams, die Lage in Deutschland, die Lage in städtisch oder ländlich geprägten Räumen und die Organisationsform der Museen. Vertreten sind beispielsweise städtische und staatliche Museen, gemeinnützige Gesellschaften mit beschränkter Haftung, Stiftungen, Institutionen im Verbund, teilweise ohne eigene Sammlungen. Das Alter und die Geschlechterzugehörigkeit der Interviewpartner_innen sowie nähere Details zu ihrem Arbeitsplatz wurden auch nicht zu Faktoren und Kategorien dieser Studie, um ihre Anonymität zu wahren. Die Rolle dieser Faktoren für die Museumsarbeit können hingegen ein interessanter Gegenstand künftiger Forschung werden.

Die ersten Interviews wurden zwischen Juli 2019 und März 2020 mit einer Dauer zwischen 60 und 90 Minuten geführt. Voraussetzung war die vorausgegangene Zusendung der Informationen zum Forschungsprojekt und zur Einwilligungserklärung per Email sowie die Unterzeichnung dieser Erklärung (vgl. DGfE/GEbF/GFD 2020: 6; Meyermann/Porzelt 2019: 13–22). Darin enthalten waren Informationen zu den Forschungszielen, zum Umgang mit den Daten und Ergebnissen, zur ungefähren Dauer und Vorgehensweise der Datengenerierung, die Zusicherung der Anonymisierung der Daten sowie der Hinweis auf die Freiwilligkeit (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021: 159; Miethe 2013: 928). Für die zweite Datengenerierung wurde zusätzlich die Zustimmung zur Verwendung eines Videokonferenztools erforderlich⁷.

7 Für die Aufzeichnung des Interviews wurde DFNconf genutzt (s. Verein zur Förderung eines Deutschen Forschungsnetzes e. V. a und b).

Der Treffpunkt für die erste Datengenerierung wurde nach dem Vorschlag der Interviewpartner_innen vereinbart und lag in drei Fällen an deren Arbeitsort – teilweise mit entsprechenden Einblicken in ihr Arbeitsumfeld, aktuelle Ausstellungen und digitale Formate vor Ort, in die dort sichtbaren Veranstaltungsplakate und Publikationen. Drei Interviews fanden in öffentlichen Cafés und eines in der Privatwohnung der_s Befragten statt. Das achte Interview musste aufgrund der mit der Coronapandemie verbundenen Risiken kurzfristig in einen, von der_m Interviewpartner_in vorgeschlagenen, digitalen Konferenzraum verlegt werden.

Die Pandemie war ausschlaggebend für die Entscheidung zu einem zweiten Interview mit den gleichen Personen zu einem späteren Zeitpunkt. Die Option eines erneuten Austauschs wurde von Anfang an mitgedacht und oftmals am Ende des ersten Interviews bereits angesprochen, mal von Seiten der Interviewerin, mal von Seiten der Interviewten. Es galt grundsätzlich, »die Türen offenzuhalten« (Strauss/Corbin 1996: 154), ob für konkrete Nach- oder Verständnisfragen oder, wie in diesem Fall, eine weitere Datengenerierung. Mit sieben der acht Expert_innen fand zwischen Januar und Februar 2022 ein Folgeinterview mit einer Dauer zwischen 30 und 60 Minuten statt. Die Gesprächsbereitschaft war prinzipiell wieder sehr hoch, die Zusagen erfolgten jedes Mal überwiegend schnell.

Es gab dabei auch Kontakte, die zunächst mit dem Ziel eines Interviews aufgenommen wurden, dann allerdings nicht zu einem solchen führten. Die Gründe hierfür sind unter anderem die mit der Pandemie ab Frühjahr 2020 einhergegangenen, veränderten Situationen, Ungewissheiten und (zeitlichen) Einschränkungen im Museumskontext. Die bis dahin bereits durchgeführten acht Interviews boten außerdem ausreichend Material für den Analyseprozess und die erste Entwicklung von Kategorien. Erst zu einem späteren Zeitpunkt und mit etwas Abstand zum Ausbruch der Pandemie wurde die Idee weiterer Interviews wieder aufgegriffen, um die bis dahin entstandenen Kategorien verdichten und ausdifferenzieren zu können. Um auf den ersten Gesprächen aufbauen und Vergleiche anstellen zu können, wurden Folgeinterviews mit den gleichen Interviewpartner_innen geführt.

Eine der Anfragen für die zweite Datengenerierung blieb auch nach zweimaliger Adressierung unbeantwortet. Der Grund blieb unbekannt und wird im Zeitmangel vermutet, der bereits in Gesprächen außerhalb der Aufnahmen des ersten Interviews Erwähnung fand – und basierend auf anderen Interviewaussagen schließlich einen Aspekt der entstandenen Theorie ausmacht. Ein anderes Folgeinterview fand erst nach Einigung auf ein entsprechendes

Konferenztool statt. Aus logistischen und pragmatischen Gründen angesichts der Pandemieerfahrungen wurden die Interviews der zweiten Runde alle online durchgeführt.

Forschungspraktisch erwiesen sich die Strategien des theoretischen Samplings nach Corbin und Strauss als hilfreiche Orientierung. Die gezielte Suche nach weiteren Eigenschaften und Dimensionen der wachsenden Konzepte und Kategorien (vgl. Kapitel 4.5) gestaltete sich insofern als schwierig, als dass die Auswahl zu einem gewissen Grad unberechenbar blieb – denn oft waren die »erarbeiteten Auswahlkriterien so beschaffen, dass sie den Fällen von ›außen‹ nicht anzusehen sind« (Strübing 2018: 41–42). Die zeitliche Begrenzung der Forschungsarbeit legte an manchen Stellen nahe, gleichzeitig mehrere Personen anzufragen, da prinzipiell auch mit Absagen gerechnet werden musste, sowie mit Puffer für die zeitliche Koordination von Terminen. In dem Fall konnten die Interviewpartner_innen nicht erst sukzessive ausgewählt werden, wie es das theoretische Sampling nahelegt. Gleichzeitig war es eine Herausforderung, von vornherein festzulegen, welche Personen und Spuren für den weiteren Verlauf vielversprechend waren (vgl. Truschkat/Kaiser/Reinartz 2005: Absatz 24; Strauss/Corbin 1996: 153). Denn erst im Laufe der Zeit wurde deutlich, welche Konzepte, Dimensionen und Eigenschaften für die Entwicklung der Theorie von Interesse waren (vgl. Truschkat/Kaiser/Reinartz 2005: Absatz 34).

Deshalb kam folgenden beiden Aspekten entsprechende Bedeutung zu: Zum einen gilt, nicht zwingend die Interviews als Untersuchungseinheiten zu betrachten, die Ergebnis eines jeweiligen Sampling-Schrittes sind, sondern die Sampling-Strategien innerhalb des bestehenden Materials anzuwenden. Das »Sampling von Beziehungen und Variationen« (vgl. Strauss/Corbin 1996: 148; ebd.: 156) kann beispielsweise auf ein bereits generiertes Interview angewendet werden (vgl. Strübing 2018: 41–42), um die Konzepte aus dem offenen Kodieren zu verdichten. Corbin und Strauss formulieren, dass ein intensives theoretisches Sampling auch innerhalb des bestehenden Datenmaterials stattfinden kann und auch sollte (Strauss/Corbin 1996: 164). Das ist »gewissermaßen so, als ob ein Interview-Pool sich immer weiterentwickelt oder als ob Interviewpartner entweder überlegt ausgewählt oder als bedeutsam für die Untersuchung erkannt worden wären.« (Ebd.) So rückten nicht nur tatsächlich neu generierte Interviews ins Blickfeld, sondern auch bestehende Interviewtranskripte in einen inzwischen veränderten Blick. Dieser war im Laufe des Forschungsprozesses von den entstandenen Kategorien und insbesondere der Schlüsselkategorie geprägt.

Zum anderen gilt, dass es sich bei den Forschungsstrategien der GTM um »Leitlinien und Faustregeln, keine Vorschriften« (Strauss 1994: 32–34; vgl. Strübing 2018: 41–42) handelt. Es gibt unverzichtbare Schritte und Kriterien, aber eben auch begründete Variationen (vgl. Kapitel 4.5).

4.4 Datengenerierung und -bearbeitung

Aus dem vorhergehenden Kapitel erschließt sich bereits der Weg zu den Interviewpartner_innen, hierauf folgen nun Details zur Durchführung der Interviews und der weiteren Datenbearbeitung. Sowohl das theoretische Sampling als auch die theoretische Sensibilität bildeten eine wesentliche Voraussetzung zur Entwicklung der Leitfragen (vgl. Kapitel 4.2). Sie basieren auf Kenntnissen »aus Fach-, Berufs- oder Laien-Literatur oder aus der Erfahrung« (Strauss/Corbin 1996: 152). Inspiration zu den Fragen bot die Auseinandersetzung mit digitalen Museumsstrategien und aktueller Fachliteratur (vgl. Kapitel 3) und mit dem eigenen Erfahrungsschatz im Berufsfeld (vgl. Kapitel 4.2; Strauss/Corbin 1996: 33; Kannengießler 2018: 216). Für das Interview mit Expert_innen (vgl. Kapitel 4.3) gilt in der Tendenz – im Vergleich beispielsweise zu biografischen Interviews – ein etwas ausführlicherer Leitfaden als nützlich (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021: 165). Zunächst war der Entwurf (vgl. Anhang 5) provisorisch, weil er noch keine »bestätigte theoretische Relevanz für die sich entwickelnde Theorie« (Strauss/Corbin 1996: 152) besitzen konnte. Doch er setzte einen Ausgangspunkt für die Forschung (vgl. ebd.). Er bot einen »Rahmen zur Gesprächsanregung« (Lünenborg/Maier 2018: 175), »Orientierung und Strukturierung« (ebd.: 177), um sich im Interview nicht zu verlaufen oder zu verzetteln (vgl. Meuser/Nagel 1991: 448). Die Auseinandersetzung mit den Museen, Profilen der Institutionen und ihres Personals ermöglichte zum einen ganz grundsätzlich die Erstellung des Leitfadens (vgl. Meuser/Nagel 2013: 464) sowie die spezifischen Modifizierungen durch Anpassungen an die jeweilige Institution und Person im Vorfeld jedes einzelnen Interviews. Außerdem wurden die Fragen in den Interviews dem Gesprächsverlauf angepasst. Ähnlich wie für die Regeln der GTM (vgl. Kapitel 4.1; Kapitel 4.3), heißt es auch für die Leitfragen:

Während der Forschungsarbeit starr an ihnen festzuhalten, **schließt** der Situation innewohnende Datenmöglichkeiten **aus**; **begrenzt** die Menge und die Art der gewonnenen Daten; und **hindert** den Forscher daran, Dichte und

Variation der Konzepte zu erreichen, die für das Entwickeln einer Grounded Theory unabdingbar sind. (Strauss/Corbin 1996: 152, Herv. i.O.)

Wichtiger als die Reihenfolge und Vollständigkeit der Fragen war die Ermöglichung von Entdeckungen (vgl. Strauss/Corbin 1996: 152; Meuser/Nagel 2013: 465). Dem Gesprächsverlauf zu folgen bedeutete, sich »primär an den inhaltlichen Relevanzstrukturen und kommunikativen Ordnungsmustern der Befragten« (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021: 164) zu orientieren, weniger an vorgefertigten Strukturierungen. Die starre Orientierung an einer festen Reihenfolge von vorgefertigten Fragen hätte bedeutet, »die subjektiven Relevanzstrukturen der Befragten« abzuschneiden und »dem vorab vorgenommenen Ordnungsraster« zu unterwerfen (ebd.).

Dementsprechend wurde vorweg jeweils betont, dass die erste Frage sehr offen ist, um denjenigen Themen nachgehen zu können, die im Gesprächsverlauf aus Sicht der Interviewpartner_innen relevant schienen (vgl. Kriterium der Offenheit, ebd.: 166). Der Leitfaden wurde nicht abgearbeitet, sondern dem Gespräch angepasst, um Aspekte aufgreifen zu können, die im Vorfeld nicht antizipiert wurden und werden konnten. Die Reihenfolge wurde flexibel gehandhabt (vgl. ebd.: 169).

Startpunkt der Gespräche war in unwesentlich abgeänderter Form: Inwiefern ist der digitale Raum wichtig für das Museum? Nachfragen widmeten sich den Zielen des Museums, der Bedeutung und den notwendigen Bestandteilen einer digitalen Strategie sowie den digitalen Möglichkeiten, Plattformen und Tools, die aktuell schon genutzt wurden, deren Anwendungsweise und -zweck. Interesse bestand außerdem an Beispielen – auch anderer Museen –, die besonders in Erinnerung waren, Rückmeldungen von User_innen und Visionen der Institutionen. Ein anderer Themenkomplex war der Prozess der Strategie- oder Konzeptentwicklung, wie und wo dieser in der Institution verankert war. Interne und externe Schnittstellen, dazugehörige Expertisen und Ansprüche der Involvierten wurden erfragt. Das Interesse stand im Zusammenhang mit den Zuständigkeiten, Strukturen und dem Selbstverständnis der Institutionen. Daran schloss sich die Frage nach dem Leitbild des Hauses – welche Rolle es beispielsweise spielte, wie sehr es im Wandel begriffen war oder in Wechselwirkung mit den digitalen Entwicklungen stand. Ein dritter Themenkomplex behandelte die Bildung als Begriff und Ziel in der Museumsarbeit, möglichst konkrete Beispiele. Die Bedeutung des Digitalen für die Bildung war Thema, zum Beispiel die Erfordernisse, um Bildung zu ermöglichen. In ihrer Rolle als User_innen wurden die Interviewpartner_innen danach gefragt, wo

sie sich selbst über Objekte, Inhalte und Ausstellungen eines Museums informierten. Abschließend zeigten sich folgende Fragen meist noch als ergiebig: Welche Fragen haben Sie an die Forschung in diesem Bereich? Welche Aspekte würden Sie erforschen, wenn Sie Zeit dafür hätten? Was sollte unbedingt noch gesagt werden, bevor wir das Interview beenden? Ein Großteil dieser Fragen wurde ins Gespräch eingebaut, um spezifisch auf das Forschungsthema zu sprechen zu kommen (Kriterium der Spezifität, vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahar 2021: 167).

Die Leitfragen der Folgeinterviews waren weniger umfangreich. Sie tangierten den Umgang der Museen mit dem Wandel und den sich verändernden (insbesondere technologischen) Möglichkeiten und die diesbezüglichen Beobachtungen der Befragten seit dem letzten Gespräch. Die Entwicklung von Organisation, Selbstverständnis und Routinen der Institutionen war von Interesse und die Frage, inwiefern technologische Entwicklungen die Verständigung und Positionierungen innerhalb der Institutionen erforderlich machten sowie die Zusammenarbeit an Schnittstellen wie beispielsweise zwischen künstlerischen und technischen Expertisen. Die Gewohnheiten mit neu entwickelten Medien wurden auf ihre Auswirkungen auf die ästhetische Wahrnehmung hin befragt. Gesprächsthema waren außerdem die Museumsaufgaben und ihre möglichen Veränderungen sowie grundsätzlich Transformationsprozesse von Museen – und was diese dabei von ihrem eigenen Gegenstand, der Kunst, lernen könnten. Abschließend erfolgte wiederum eine sehr offene Frage: Was war im vergangenen Jahr für Sie am eindrucksvollsten, überraschendsten und sollte unbedingt noch gesagt werden?

Die Offenheit trug tatsächlich dazu bei, dass die Interviewpartner_innen »frei antworten, [...] zum ausführlichen Erzählen angeregt« wurden und »ihre eigene Sichtweise darlegen« konnten (Lünenborg/Maier 2018: 175). Immer wieder kam es nach längeren Ausführungen zu Aussagen wie etwa: »[...] hm, ja, ich weiß gar nicht, ob ich auf die Frage jetzt geantwortet habe, aber [...]« (I1G). Mehrmals geriet die eigentliche Ausgangsfrage in Vergessenheit, wurden unterschiedliche Gedanken, Sprünge und Exkurse in die Antworten beziehungsweise Ausführungen eingebaut. Von Seiten der Forscherin (CR) wurden diese im Interview explizit begrüßt.

Die kürzere Dauer der zweiten Interviews ist dem Forschungsverlauf geschuldet. Der weniger ausführliche Leitfaden spiegelt die Phase des Analyseprozesses wider, in dem sich bereits die Schlüsselkategorie und Kernkategorien abzeichneten, die es nun anzureichern und auszudifferenzieren galt. Zudem sollte eine kürzere Dauer der Gespräche die Chancen erhöhen, bei den

Interviewpartner_innen erneut auf Bereitschaft und ein passendes Zeitfenster zu stoßen. Die Entscheidung für die Online-Durchführung begünstigte diese Aspekte zusätzlich, da mehr Spontaneität, Flexibilität und weniger Aufwand für Ortswechsel gegeben waren (vgl. Nicklich/Röbenack/Sauer/Schreyer/Tihlarik 2023: Absatz 21).

Die zweite Datengenerierung fand aus praktischen und logistischen Gründen, aufgrund der zum Teil weiterhin unsicheren Pandemie-Lage komplett online statt. Damit waren wichtige Abwägungen verbunden. Grundsätzlich ist gerade dann zu Reflexion, Kritik und Skepsis geraten, »wenn der Einsatz vor allem als Ressourcensparprogramm genutzt und als reine Flexibilisierung des Forschungsprozesses begriffen wird, bei dem unter Effizienzgesichtspunkten das Doppelte an Material in der Hälfte der Zeit erhoben werden kann.« (Ebd.: Absatz 43) Mit dem Forschungsprozess sind durchaus Kostenfragen verbunden, die einkalkuliert werden müssen. Ausschlaggebend muss für die Wahl der Vorgehensweise vor allem sein, welche Forschungsziele wie erreicht werden können und welche Voraussetzungen dafür erfüllt sein müssen. Die Entscheidung für die Online-Durchführung war im vorliegenden Fall sicherlich dadurch begünstigt, dass durch das vorhergegangene Gespräch bereits eine gewisse Vertrautheit und informeller Austausch im Vorfeld gegeben war (vgl. ebd.: Absatz 22). Der Vorschlag stieß bei den Befragten auf positive Reaktionen, die außerdem auf eine grundsätzliche Vertrautheit mit der erforderlichen Technik schließen ließ (vgl. ebd.: Absatz 42).

Gerade für Leitfaden- beziehungsweise Expert_inneninterviews wird darin eine gute Lösung gesehen, die sich zur Zeit der Coronapandemie bewährt hat (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021: 163). Diese Interviewform setzt – im Vergleich etwa mit biografischen und narrativen Interviews – mehr Struktur und weniger Zeitaufwand voraus, was der Durchführung per Videokonferenztool zugutekommt (vgl. ebd.). Allerdings ist bei Online-Formaten auf Fragen der Vertraulichkeit und der Datenverarbeitung besonders gründlich einzugehen (vgl. ebd.). Dementsprechend wurde über die verwendete Software und die Nutzung der Videofunktion im Vorfeld kommuniziert. Technische Störungen kamen vor, bremsten den Gesprächsverlauf jedoch nie aus (vgl. Nicklich/Röbenack/Sauer/Schreyer/Tihlarik 2023: Absatz 24–25).

Die Aufnahmen wurden anschließend mit Hilfe einer Software zur computergestützten Datenanalyse⁸ vollständig transkribiert (vgl. Strauss/Corbin

8 Als Software zur Datenanalyse wurde MAXQDA (Analytics Pro 2018, Release 18.2.5) verwendet (s. VERBI – Software).

1996:14–15). Wesentliche Kriterien für die Wahl des Transkriptionssystems waren die Praktikabilität und die Lesbarkeit (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021: 216). Die festgelegten Transkriptionsregeln (vgl. Anhang 3) ermöglichten die Suchfunktion nach bestimmten Stichwörtern über die Transkripte – und gegebenenfalls auch die sprachlichen Eigenheiten der Interviewpartner_innen – hinweg. Anfangs wurden akustische Eindrücke wie die Lautstärke und besondere Betonungen dokumentiert, jedoch ergaben sich daraus keine ausschlaggebenden Erkenntnisse, so dass später darauf verzichtet wurde (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021: 217). Das heißt, »Stimmlagen sowie sonstige nonverbale und parasprachliche Elemente werden nicht zum Gegenstand der Interpretation gemacht« (Meuser/Nagel 1991: 455) – denn im Vergleich zu narrativen Interviews oder konversationsanalytischen Auswertungen sind sie für den Umgang mit Expert_inneninterviews nicht notwendig (vgl. ebd.).

Es wurden lediglich Audiodateien verwendet, auch wenn das Interview selbst als Videokonferenz durchgeführt wurde. Die Entscheidung fiel außerdem für eine vollständige Glättung des Materials, ebenfalls zugunsten der besseren Les- und Auffindbarkeit von Begriffen sowie – durch Tilgung von Umgangssprache und dialektalen Färbungen – zugunsten der Anonymität (vgl. Fuß/Karbach 2014: 39; Anhang 3). Nur vereinzelt wurden Fehler im Satzbau oder in der Grammatik belassen, um keine zu großen Eingriffe und möglicherweise Deutungen vorzunehmen, und mit einer entsprechenden Markierung versehen ([sic!]).

Ein nächster und wichtiger Schritt der Datenbearbeitung war nach der Transkription die Anonymisierung gemäß der Einverständniserklärung (vgl. Meyermann/Porzelt 2019: 13–22; Fuß/Karbach 2014: 97–98; DGfE/GEBF/GFD 2020: 6–7). Das heißt, personenbezogene Daten wurden durch Platzhalter und erklärende Beschreibungen ersetzt, beispielsweise Institutionen, Städte und andere Beschreibungen, die nahe liegende Rückschlüsse auf die Person oder ihre Institution zuließen (vgl. Meyermann/Porzelt 2019: 7, 24–29; Fuß/Karbach 2014: 96–99; Anonymisierungsregeln im Anhang 4). Dabei ging es immer wieder um die bestmögliche Vereinbarung von der Gewährleistung der Anonymität mit den Ansprüchen an die Nachvollziehbarkeit der Forschungsergebnisse.

Die Interviewpartner_innen wurden als Expert_innen adressiert, als »*RepräsentantInnen* einer Organisation« (Meuser/Nagel 1991: 444, Herv. i.O.), deren Aufgaben, Tätigkeiten und Verantwortlichkeiten innerhalb dieser Organisation von Interesse waren. Dennoch waren gerade auch diejenigen Momente aufschlussreich, in denen sie sich auch von ihrer Organisation distanzieren

und individuelle Sichtweisen teilten. Die Zusicherung der Anonymisierung begünstigte eben solche Momente, Offenheit und kritische Aussagen, etwa Kritik an Strukturen und Hierarchien sowie Aussagen abseits der offiziellen Wendungen aus den Selbstdarstellungen der Museen. Denn es ging um das »Erfahrungswissen – im Sinne des Betriebswissens – [...], das nicht identisch ist mit den Selbstdarstellungen und Unternehmensphilosophien von Unternehmen, Organisationen und Verbänden« (Przyborski/Wohlrab-Sahar 2021: 163; vgl. Kapitel 4.3) – beziehungsweise mit den Mission Statements und digitalen Strategien der Museen.

Da es um eben jenes Betriebswissen und den professionellen Bezug ging, wurde auf die Angabe von Alter und Geschlecht zugunsten der Anonymität und ohne Einbußen für den Analyseprozess verzichtet: »Von Interesse ist dabei nicht die Person oder deren Biographie (oder gar deren Geschlechterzugehörigkeit) [...]« (Lünenborg/Maier 2018: 174; vgl. Strauss/Corbin 1996: 164–165; Kapitel 4.3). Grundsätzlich gilt: »Vertrauliche Informationen können zwar für die Auswertung genutzt, nicht aber publiziert werden. Im Sinne der Aufrechterhaltung der Anonymität muss mitunter auf die Publikation interessanter und wichtiger Ergebnisse verzichtet werden.« (Miethe 2013: 932) Im Fall der vorliegenden Arbeit gingen damit keine gravierenden Vorenthaltungen oder schwierigen Abwägungen einher, der Verzicht war inhaltlich für die Darstellung der Ergebnisse tragbar.

4.5 Datenanalyse: Vom offenen Kodieren zur gegenstandsverankerten Theorie

Einige der zentralen Begriffe für den Analyseprozess finden bereits in den vorhergehenden Kapiteln Verwendung, wie beispielsweise das Kodieren und die Konzepte. Sie werden im folgenden, etwas umfangreicheren Unterkapitel an Beispielen aus dem Datenmaterial veranschaulicht.

Die vergleichende Auswertung wird als Kodieren bezeichnet, bei dem es darum geht, über Konzeptualisierungs-, Abstraktions- und Ordnungsstufen die Daten aufzuschließen und in den Dimensionen ihres sozialen Sinns, ihrer Relevanzen, (dynamischen) Strukturen und Relationen herauszuarbeiten. (Pentzold/Bischof/Heise 2018: 5)

Das Kodieren beschreibt den Analyseprozess im Zusammenspiel mit der theoretischen Sensibilität als sowohl wissenschaftlichen wie auch kreativen Prozess (vgl. Strauss/Corbin 1996: 39). Es dient der Gewährleistung der »Gegenstandsverankerung« (ebd.), dem Aufbrechen von Datenmaterial und Prämissen, der Verdichtung und Annäherung an die Realität (vgl. ebd.). Die Kodes sowie die daraus entstehenden Konzepte, Kategorien und Kode-Notizen (Memos, vgl. ebd.: 43; vgl. Kapitel 4.2) fungieren als Datenverankerung, als Verbindung zwischen den konkreten Interviewaussagen und der abstrahierten Theorie. In der GTM wird zwischen dem offenen, dem axialen und dem selektiven Kodieren unterschieden (vgl. Kapitel 4.3 zum Zusammenhang mit dem theoretischen Sampling). Diese Typen des Kodierens bauen aufeinander auf, erfolgen dabei aber nicht zwingend einer Folge von eindeutig unterscheidbaren Phasen (vgl. Strauss/Corbin 1996: 40). Grob lässt sich zunächst festhalten: Das offene Kodieren bezweckt das »Aufbrechen« der Daten durch ein analytisches Herauspräparieren einzelner Phänomene und ihrer Eigenschaften« (Strübing 2014: 16). Diese zugrunde liegenden Phänomene und Eigenschaften, Verhaltensweisen und Ereignisse aus dem empirischen Datenmaterial werden auch als Indikatoren bezeichnet (vgl. Strauss 1994: 54–55). Daraus werden Konzepte entwickelt – »Bezeichnungen oder Etiketten, die einzelnen Ereignissen, Vorkommnissen oder anderen Beispielen für Phänomene zugeordnet werden.« (Strauss/Corbin 1996: 43). Das axiale Kodieren gilt als »Erarbeiten eines phänomenbezogenen Zusammenhangsmodells, d.h. es werden qualifizierte Beziehungen zwischen Konzepten am Material erarbeitet und im Wege kontinuierlichen Vergleichens geprüft« (Strübing 2014: 16). Selektives Kodieren zielt schließlich

auf die Integration der bisher erarbeiteten theoretischen Konzepte in Bezug auf [...] »Kernkategorien«, d.h. es wird ein großer Teil des Materials re-kodiert, um die Beziehungen der verschiedenen gegenstandsbezogenen Konzepte zu den Kernkategorien zu klären und eine theoretische Schließung herbeizuführen. (ebd.: 16–17)

(Kern-)Kategorien sind auf einer höheren Ebene angesiedelt, haben einen höheren Abstraktionsgrad und eine größere Reichweite, dienen als »Klassifikation von Konzepten« (Strauss/Corbin 1996: 43). Sie entstehen durch den Vergleich und die Gruppierung von Konzepten (vgl. ebd.: 43). Um die Konzepte und Zusammenhänge zu überblicken und besser zu verstehen, wurden sie in

grafische Formen gebracht. Die finale Version mit einem Überblick über die Kategorien und Konzepte findet sich im Anhang (Anhang 1).

Die Indikatoren und die theoretischen Konzepte, auf die sie verweisen, lassen sich aber meist erst im Vergleich mehrerer Interviews erhärten und müssen insbesondere bei den ersten offenen Kodiersitzungen eines Forschungsprojekts als vorläufige und experimentelle Analysekatégorien verstanden werden. Das offene Kodieren ist eben dieses Entwickeln erster, noch vorläufiger Konzepte. (Bischof/Wohlrab-Sahr 2018: 84)

Der Kodierprozess wurde in der dafür vorgesehenen Software MAXQDA vollzogen. Sie ermöglichte nach der Transkription (vgl. Kapitel 4.4) das Erfassen der Kodes sowie der sogenannten In-vivo-Kodes, das heißt die Verwendung von Begriffen aus dem Sprachgebrauch der Interviewpartner_innen als Kodes (vgl. Charmaz 2021: 168). Farbliche Markierungen erlaubten die Zuordnung von Kodes zu übergeordneten Kategorien. Memos ließen sich direkt den Kodes oder den Dokumenten – in diesem Fall den insgesamt 15 Interviewtranskripten – zuordnen oder als freie Memos auch ohne eine Zuordnung erstellen. Diese dienten zum Beispiel der Kontextualisierung von In-vivo-Kodes, dem Hinweis auf Verbindungen zwischen Kodes oder den Überlegungen zu den Lesarten des Interviewausschnitts (vgl. Kapitel 4.4). Für den Umgang mit dem Datenmaterial galt:

Es geht [...] nicht nur um den subjektiv gemeinten Sinn, nicht primär um die Absichten der Handelnden, sondern auch um diejenigen möglichen Lesarten des Handelns oder der Kommunikation, die zu diesen Intentionen unter Umständen in großer Spannung stehen, die aber vom Text gedeckt sind. [...] Bei dieser extensiven Entwicklung von Lesarten geht es aber auch nicht darum, das vermeintlich ›Gemeinte‹ in sein Gegenteil umzudeuten, sondern die Implikationen und Deutungsmöglichkeiten des Gesagten [...] zu erfassen, die über das Gemeinte oft weit hinausreichen. (Bischof/Wohlrab-Sahr 2018: 81)

Die Forschungsarbeit dient nicht als Sprachrohr oder Wiedergabe der Interviews (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021: 87), sondern der Abstraktion zu einer interviewübergreifenden Theorie. Die entstandene Theorie ist nur eine Interpretation der Daten, die zu einem gewissen Grad immer auch anders interpretiert werden könnten (vgl. Kapitel 4.1; Strauss/Corbin 1996: 279).

Offenes Kodieren Während sich im Laufe des weiteren Forschungsprozesses die Typen des Kodierens abwechseln können, steht am Anfang immer das offene Kodieren – ein Start mit dem axialen oder selektiven Kodieren ist nicht möglich. Denn zunächst geht es um das Aufbrechen und Konzeptualisieren des Datenmaterials, um einen Umgang mit den Daten zu finden (vgl. Strauss/Corbin 1996: 45). Das offene Kodieren umfasst die Prozesse des »Aufbrechens, Untersuchens, Vergleichens, Konzeptualisierens und Kategorisierens von Daten« (ebd.: 43). Zunächst wurden besonders auffällige, vielversprechende, irritierende Passagen oder Formulierungen im Datenmaterial mit Kodes versehen, zu einem großen Teil mit sogenannten In-vivo-Kodes, wenn also die Originalformulierungen der Interviewpartner_innen als Kodennamen direkt übernommen wurden. Als erste Faustregel formuliert Strauss: »Achten Sie auf natürliche Kodes, d.h. auf Ausdrücke, die von den Leuten, die Gegenstand der Untersuchung sind, benutzt werden.« (Strauss 1994: 60; vgl. Charmaz 2021: 168). Ein Grund dafür liegt darin, dass ihre Ausdrücke einen hilfreichen Ausgangspunkt für die Analyse bieten (vgl. Charmaz 2006: 55): »*In vivo* codes help us to preserve participants' meanings of their views and actions in the coding itself. [...] *In vivo* codes serve as symbolic markers of participants' speech and meanings.« (Ebd., Herv. i.O.) Diese Kodes ermöglichen eine größere Nähe zur Deutung und Perspektive der Interviewteilnehmer_innen und eine stärkere Datenverankerung der entstehenden Kategorien und Theorie. Im Umgang mit diesen Kodes ist zu beachten, dass ihre Bedeutung gerade nicht als eindeutig und klar angenommen werden kann, sondern vielmehr als besondere Denk- und Interpretationsanregung. Ihr symbolischer Gehalt muss erst erarbeitet werden:

In vivo codes that condense meanings consist of widely used terms that participants assume everyone shares. In contrast, take participants' usage as problematic rather than reproducing it. [...] Unpacking such terms not only gives you a great opportunity to understand implicit meanings and actions but also to make comparisons between data and with your emerging categories. (Ebd., Herv. i.O.)

Diese In-vivo-Kodes können als eine »erste Abstraktionsebene« (Alßmann 2013: 233) betrachtet werden, auf der zweiten Ebene wurden – auf der Suche nach den möglichen Interpretationen und impliziten Bedeutungen dieser Kodes – Konzepte und Kategorien entwickelt (vgl. Alßmann 2013: 233; Charmaz 2006:

55). Diese wurden teilweise direkt nach In-vivo-Kodes oder in enger Anlehnung daran benannt (vgl. Strauss/Corbin 1996: 50).

Im Fall der vorliegenden Arbeit kann der intensive Gebrauch von Formulierungen der Interviewpartner_innen auch auf die Tatsache zurückgeführt werden, dass diese zu einem großen Teil gewohnt sind, in einem gewissen Abstraktionsgrad über ihre Arbeit zu sprechen oder zu schreiben, wie beispielsweise bei Konferenzen und in Publikationen (vgl. Kapitel 4.3). Ihr »professionell erworbenes Deutungswissen zur Strukturierung des Feldes« (Lünenborg/Maier 2018: 174; vgl. Kapitel 4.3) wies auf ihre Rolle als »*reflexive Subjekte*« (Breuer/Muckel/Dieris 2019: 263, Herv. i.O.) hin. Das heißt, sie reflektierten ihre eigene Person, ihr Handeln, ihre Probleme und nutzten »interpretierende und typisierende Begriffe, die in ihrer Lebenswelt zur Strukturierung, Handlungs-/Interaktions-Steuerung und Erklärung herangezogen werden« (ebd.).

Diese haben häufig den Vorteil, Charakteristika des Gegenstands im Idiom des Feldes (»authentisch«) und sprachlich treffend/sensibel zu fassen. Derartige Konstruktionen der Feldmitglieder lassen sich für die Bildung von Kategorien im Sinne der R/GTM [Reflexive Grounded Theory] mitunter fruchtbar machen. Ausdrücke aus dem Feld-Jargon können darauf hin inspiziert werden, ob sie sich als Konzeptbenennungen für eine *Grounded Theory* eignen. Es kann sich dabei um Formulierungen handeln, für die der Forschende kaum einen besser treffenden Sprachausdruck findet. Die Kodierenden tun gut daran, bei der Durchsicht und Analyse ihres Datenmaterials nach solchen potentiell verwendbaren *In-vivo-Codes* Ausschau zu halten. (Ebd., Herv. i.O.)

Die wesentlichen Konzepte, auf die sich die entwickelten Kategorien der vorliegenden Forschungsarbeit stützen, basieren auf Zitaten aus dem Datenmaterial. Die Kernkategorien selbst sind nur zum Teil nach In-vivo-Kodes benannt. Denn wie das Zitat von Kathy Charmaz (2006: 55, vgl. oben) bereits verdeutlicht, eignen sie sich nur bedingt dazu, bedürfen oft mehr der Reflexion und weiteren Verarbeitung, statt der reinen Reproduktion.

Um zu den Konzepten und Kategorien zu gelangen, ging es im offenen Kodieren zunächst darum, besonders aussagekräftige Passagen oder Formulierungen im Datenmaterial zu erkennen und zu bearbeiten. Gerade zu Beginn der Analyse lohnt es sich, »kleinschrittig-sequentiell« (Strübing 2018: 42) vorzugehen und einzelne Passagen, einzelne Zeilen und einzelne Worte genau

zu betrachten, um so die Oberfläche der Transkripte tatsächlich aufzubrechen (vgl. ebd.; Strauss 1994: 75–76; Strauss/Corbin 1996: 53–54). Dieses Vorgehen, Zeile für Zeile nach der Bedeutung von einzelnen Wörtern und Passagen zu fragen, erwies sich gerade auch für den Austausch in den Kolloquien als hilfreich (vgl. Strauss/Corbin 1996: 61–63). Auf diese Weise entstanden um die 4350 Kodes.

Im Folgenden werden Beispiele für Kodes und ihre Kontexte vorgestellt, in Verbindung mit entsprechenden Memos⁹, Hinweisen auf die theoretische Sensibilität und Verfahrensweisen zur Vertiefung der Kenntnisse und Verdichtung der entstandenen Theorie. Dazu gehörte beispielsweise die Frage-Taktik in Bezug auf die Kategorien, um die theoretische Sensibilisierung und die Herausarbeitung von Eigenschaften und ihren Dimensionen weiterzuentwickeln (vgl. ebd.: 57–61; Strauss 1994: 41).

Ziel ist dabei, jene Eigenschaften herauszuarbeiten, die für das sich abzeichnende Konzept »wesentlich« sind, die also für Existenz und Funktionieren der damit in der jeweils rekonstruierten Perspektive bezeichneten Phänomene konstitutiv sind – und das Konzept damit von anderen zu unterscheiden erlauben. (Strübing 2018: 43–44)

Es galt, Unterschiede und Differenzierungen aufzuspüren, indem empirische Phänomene miteinander verglichen und ins Verhältnis gesetzt wurden (vgl. ebd.). Vergleiche sind »essentiell für das Identifizieren und Kategorisieren von Konzepten« (Strauss/Corbin 1996: 63–64). Sowohl die Fragen als auch die Vergleiche dienten als Strategien, um neugierig und fragend zu bleiben. Das war auch deshalb wichtig, weil bereits anfangs eine große – und durch die Interviews fortlaufend wachsende – Vertrautheit mit dem Forschungsfeld bestand und dies das Betreten bekannter Pfade statt neuer Gedankengänge prinzipiell begünstigen könnte.

Um die Verhältnisse zwischen den Kodes und Konzepten zu klären und sie schließlich zu übergeordneten Kategorien zu verdichten, stellte das Kodierparadigma ein wichtiges Hilfsmittel dar, als »Grundausstattung der Denkprozesse« (Strauss 1994: 57; vgl. Strauss/Corbin 1996: 75–93; Bischof/Wohlrab-Sahr

9 Die Memos sind dem Programm MAXQDA oder Dokumenten und Präsentationen aus dem Forschungsprozess entnommen. Da sie ursprünglich nicht zur Veröffentlichung gedacht waren, wurden sie hierfür nun im Sinne einer besseren Verständlichkeit an wenigen Stellen geringfügig modifiziert.

2018:90; Aßmann 2013:92–93). Damit ließen sich Konzepte als Ursache, Bedingung, Kontext, Folge oder Strategie identifizieren beziehungsweise in ein entsprechendes Verhältnis zu anderen Konzepten und zur Forschungsfrage bringen (vgl. Bischof/Wohlrab-Sahr 2018: 79).

Mit Hilfe des Kodierparadigmas wurden Zusammenhänge erschlossen, die so nicht unbedingt von den Interviewpartner_innen selbst formuliert oder intendiert wurden, sondern Interpretationen der Forschenden sind (vgl. ebd.: 81). Sie sind Lesarten und hypothetisch, nicht zwangsläufig realistisch (vgl. Strauss 1994: 43). Anhand von Beispielen werden die interviewübergreifenden Bedingungsgefüge sowie die Fragen und Vergleiche als Vorgehensweisen im Forschungsprozess nun veranschaulicht.

Folgendes Zitat aus dem Interviewmaterial bietet den ersten Ausgangspunkt¹⁰:

I1A

[...] diese [digitalen] Werkzeuge werden [...] immer weniger greifbar sozusagen oder sie sind immer ferngesteuerter [...] und irgendwann haben wir vielleicht auch Werkzeuge, die sich selbst weiterentwickeln, [...] wo ich jetzt noch gar nicht weiß, was dieses Werkzeug in zehn Jahren auf einmal für eine Fähigkeit entwickelt hat [...]

Der In-vivo-Kode »greifbar« verweist auf die Wahrnehmung von »Greifbarkeit« als Phänomen. Es steht in der Interviewaussage im Kontext mit digitalen Werkzeugen der Kunstproduktion, der genuin digitalen, programmierten Kunst. Der Begriff des »Werkzeugs« weitet den Blick für das weitere Bedingungsgefüge, durch die mögliche Assoziierung und den Vergleich mit anderen, bekannten – und »greifbaren« – Werkzeugen wie etwa einem Hammer. Die Folge eines als (dazu im Vergleich) weniger greifbar wahrgenommenen Werkzeugs ist die Unwissenheit und Unberechenbarkeit, was solche Werkzeuge künftig, »irgendwann«, können. Als mögliche Strategie ließe sich zum Beispiel ableiten, die Steuerung selbst zu übernehmen, statt eine Fernsteuerung

10 Die Quellennachweise beziehen sich auf die Interviewtranskripte (I), die chronologische Reihenfolge der beiden Datengenerierungen (1 oder 2) und die einzelnen Interviews (A bis H). Die Interviewtranskripte sind anonymisiert und unveröffentlicht, können auf Anfrage bei der Forscherin eingesehen werden.

zuzulassen. Daraufhin ergeben sich neue Fragen, etwa nach den Möglichkeiten und Voraussetzungen der Steuerbarkeit von Prozessen (und Produkten). Das Kodierparadigma lässt sich beispielsweise folgendermaßen darstellen:

Tabelle 1: Kodierparadigma zum Phänomen: Wahrnehmung von »Greifbarkeit«

Phänomen	Wahrnehmung von »Greifbarkeit«
Ursächliche/zeitlich vorausgehende Bedingungen	Digitalität (und damit assoziierte, fehlende Greifbarkeit) von Werkzeugen (und Produkten)
Kontext	Anwendung digitaler Werkzeuge in der Kunstproduktion
Intervenierende Bedingungen	Assoziation und Vergleich mit anderen Werkzeugen und deren Eigenschaften (zum Beispiel »greifbar«)
Handlungs- und Interaktionale Strategien	über Szenarien in der Zukunft spekulieren; Steuerbarkeit (für die Gegenwart und Zukunft) schaffen
Konsequenzen	(Un-)Berechenbarkeit der künftigen Entwicklungen

Eigene Darstellung (vgl. Corbin/Strauss 1996: 78–85)

In den dazugehörigen Memos aus den Unterlagen der Autorin heißt es:

Memo CR

Die Entstehung von Kunstwerken wandelt sich und bleibt dabei in Teilen beziehungsweise für Teile der Szene unvorhersehbar.

Haptisch bleibt dabei nur das Tablet, das man in der Hand hält – die Erschließung der Kunst verlagert sich, wie es auch Kholeif mit dem »sensorial shift« beschreibt (vgl. Kholeif 2018). Die häufige Verwendung von »vielleicht«, das Spekulative und Ungewisse unterstreicht, dass es nicht allein um die veränderte Haptik geht, sondern auch darum, dass die Entstehung kognitiv weniger greifbar, nicht nachvollziehbar ist. Hier greift die Vorstellung des Cyberspace als dunkler, nebulöser Raum, in dem magische Dinge passieren (vgl. Meyer 2015).

Im Sinne der zweifachen Verankerung (vgl. Strauss 1994: 58–59) – sowohl in den Daten als auch im Kontextwissen zum Forschungsgegenstand – wurden

entsprechende Theoriebezüge hergestellt. Eine Anschlussstelle wurde zum Begriff des Cyberspace hergestellt:

Als William Gibson das Wort 1984 erfand, prägte er damit nachhaltig unsere Vorstellungswelt. Science-Fiction-Filme der 1990er Jahre trugen ihren Teil dazu bei und so stellten wir uns diesen Cyberspace folglich vor als einen großen, dunklen, kalten (am Bild des Weltraums orientierten), ›virtuellen‹ Raum, als eine Art Jenseits-Welt, eine ›virtual reality‹ (Meyer 2015: 3)

Die Vorstellung eines solchen nebulösen Raums verdeutlicht das mit der Technik assoziierte Unbekannte, Unberechenbare, Unvorhersehbare, das sich auch aus der Interviewpassage (und dem weiteren Interviewverlauf) herauslesen lässt.

Eine andere Verbindung wurde zur Beschreibung des »sensorial shift« (Kholeif 2018: 95) gesehen und zu folgenden Ausführungen:

Touch is one of the sensory functions that enables us to access our spatial environment. As digital media have become increasingly haptic or touchable, the way we physically engage with the world is altering. While tactility is traditionally explored by what we can experience with our hands, the idea of what we can engage with through ›touch‹ is rapidly evolving. [...] The desire to touch is thus transferred from the hand to the finger, where the age-old instinct to hold something in its entirety is refocused on an evolving instinct to poke at a particularity. (ebd.: 133)

Diese Überlegungen tangieren den Aspekt der Greifbarkeit und wie dessen Wahrnehmung sich wandelt. Daraus entstanden Fragen wie etwa nach der ästhetischen (und taktilen) Wahrnehmung in Zeiten zunehmender Digitalisierung. Diese wiederum standen im Zusammenhang mit einem anderen Zitat aus dem Interviewmaterial zur Wahrnehmung von Kunst:

IIB

[...] sich von dieser, von dieser schieren Größe des Werkes alleine [...] bezaubern lassen oder beeindruckten lassen [...]

Memo CR

Die Größenverhältnisse sind ein Aspekt der Wahrnehmung und Rezeption von Kunst, die durch vermehrte Online-Angebote beeinflusst wird (vgl. »sensorial shift« bei Kholeif 2018). Wie steht es um Zauber und Eindruck bei der Rezeption von Online-Kunst? Wann entstehen in der Rezeption Eindrücke, welche und wie? Welchen Zauber möchte man durch das Digitalisat bewirken oder ist es reine Information und ein Rechercheangebot? Was geht verloren, wenn sich Menschen bei der Recherche auf das Digitalisat stützen? Welche Aussagekraft haben diese Aspekte für die Verhältnisse zwischen Original und Digitalisat?

Das »Bezaubern« und »Beeindrucken« wird laut Zitat von der Größe eines Kunstwerkes ausgelöst, die sich – so hieß es im weiteren Interviewverlauf – im Kontext einer Museumsausstellung vor Ort erleben lässt, dahingegen unter den Bedingungen von Online-Kontexten verloren geht. Die Formulierungen aus dem Memo führen zur Frage nach möglichen Strategien, um auch in digitalen Räumen Eindrücke zu vermitteln. Die Fragen zeigen Parallelen zu einem weiteren Memo auf, das zu einer anderen – an dieser Stelle sonst nicht weiter relevanten und deshalb hier nicht zitierten – Passage entstand:

Memo CR

»Das Digitale« lässt sich unter anderem differenzieren und greifen, indem es kontrastiert wird – wie beispielsweise mit dem Original. [...] Fragen der Originalität stellen sich in Zeiten der Re- und Postproduzierbarkeit immer wieder im neuen Gewand. Mit Blick auf die Entwicklung der Beziehungen zwischen »Original« und »Digital«: Ist das Digitalisat der Werbebanner für das Original? Braucht jedes Original seinen digitalen Zwilling, um überhaupt sichtbar zu bleiben? Welchen Wert hat dadurch – und angesichts weiterer Faktoren – »das Digitale«? Es schafft Aufmerksamkeit und Sichtbarkeit, wird Interessierten und Forschenden zugänglich und dadurch Objekt von Recherche, Forschung und Erkenntnisgewinn. Es verändert das Verhältnis von Nutzer_innen zum Original, kann als Vermittler interpretiert werden, aber auch als Trickspieler, weil es vorgibt, Zugang zu etwas zu schaffen, das es gleichzeitig nicht in seiner ganzen sinnlichen Erscheinung wiedergeben kann. [...] Es hat eine ähnliche Funktion wie ein Prospekt (vgl. lat. prospectus, pro-spicere)

und kann damit auch als Lockmittel interpretiert werden, als Ankündigung, Versprechen. Was wäre das Original ohne sein Digitalisat (wert)?

Die Bezüge zwischen den unterschiedlichen Kodes und Memos verdeutlichen, wie sich Kodes und Konzepte tentativ zu ersten Annahmen verdichten lassen, etwa zur Rezeption von Kunst vor Ort und online, zur Wahrnehmung von digitaler Kunst, digitalen Werkzeugen und Digitalität generell.

Folgende Interviewpassage tangiert die von der Digitalisierung beeinflussten Wahrnehmungsweisen:

IIE

[...] und natürlich hat das auch mit Digitalisierung zu tun, wie stark ist die durch die digitale Kommunikation beeinflusste Erwartungshaltung oder auch die konkrete Handlungshaltung [...] von Menschen, das Verhalten von Menschen, die erwarten, dass sie auf ihrem Smartphone, zack, zack, plötzlich alles sofort parat haben, was bewirkt das im Hinblick auf den Besuch einer Ausstellung, die von mir eigentlich Geduld erwartet, Mich-darauf-Einlassen erwartet [...] wie steht das [...] im Widerspruch zueinander, wie kann das eine das andere beflügeln oder hemmen [...]

Daraufhin entstanden beispielsweise In-vivo-Kodes zu »Erwartungshaltung«, »Geduld« und »Widerspruch«, daraus später auch das abgeleitete Konzept der Erwartungshaltungen (vgl. Anhang 1). In einem Memo dazu steht die Frage, inwiefern sich Zeitgeist und Museum widersprechen und ob dieser Spannungsbogen das Reizvolle eines Museumsbesuchs ausmacht. Dazugehörige Kode-Notizen aus dem Kolloquium berühren Fragen wie zum Beispiel nach Zeit und Hektik in der Kunstrezeption, nach den Wirkungen der Unterhaltungsindustrie auf Wahrnehmungsmuster und die Aufmerksamkeit, nach der Anpassung musealer Angebote an veränderte Wahrnehmungen bis hin zur Anbietung, nach den Spezifika von Museumsbesuchen, beispielsweise im Vergleich zu Theaterbesuchen.

Folgende Passage greift einen weiteren Aspekt von Rezeption und Reaktion von User_innen in Online-Kontexten auf:

I1B

[...] wo man dann [...] damit rechnen kann, dass vielleicht auch bissige Kommentare oder auch schwierige Kommentare zurückkommen, auf die man dann reagieren muss.

Memo CR

Der Zugzwang des Online-Geschehens: Ein Profil oder Account allein reicht nicht, auch die Aktion allein nicht – der Rhythmus ist bestimmt durch Aktion, Reaktion, Interaktion. Das gilt es mit dem Arbeitsrhythmus zu vereinbaren und auch mit der Rolle, die man innerhalb der Institution einnimmt. [...]

Als Reaktion auf Aktivitäten von Museen auf Online-Plattformen kommen hier »bissige Kommentare« zur Sprache. Die Auseinandersetzung mit dieser Passage sensibilisierte in besonderem Maße für die unterschiedlichen Zusammenhänge mit »Öffentlichkeit«, die in den Interviews häufig Erwähnung fand – als »Fachöffentlichkeit« (I1B), »Internetöffentlichkeit« (I1B), »Museumstwitterer«¹¹ (I1B), »Community« (I2G), als »Publikum« (I1C), das man »einbeziehen« kann (I1B), »schockiert« (I2B) oder »lockt« (I2B) oder zum Beispiel im Sinne einer »Vernetzung mit anderen Institutionen« (I1B), extern im Zusammenhang mit »Druck« und »Meinungsbild« (I2G), intern im Kontext der »Presse- und Öffentlichkeitsabteilung« (I1G).

Memo CR

Was bedeutet Öffentlichkeit für ein Museum? Welche (Spannungs-)Verhältnisse gibt es da? Welche Bedeutung hat wer für wen und wie wandelt sich das Verhältnis, wenn diese Öffentlichkeit weiter und anders einbezogen wird? [...] Welche andere Qualität hat diese Vernetzung jetzt? Sind Phänomene wie Kollegialität oder Konkurrenz dadurch verändert oder der Drang, das eigene Profil zu schärfen? Ist Austausch Erkenntnisgewinn oder Beziehungspflege?

11 Im Juli 2023 wurde die Online-Plattform Twitter in X umbenannt. Da alle Interviews vor dieser Umbenennung geführt wurden, wurde einheitlich Twitter als Bezeichnung des sozialen Netzwerks beibehalten (s. Wikimedia Foundation Inc.).

Content und/oder Community – welche Balance entwickelt sich da? Wie verändern sich Beziehungen?

In einem Gespräch wurden beispielsweise Kulturhackathons als hilfreich beschrieben, um »Öffentlichkeit herzustellen und Prozesse auszulösen« (I1H). »Öffentlichkeit« kann hergestellt werden und zeigt sich als Folge von Formaten wie dem Hackathon. In einem anderen Interview erschien das Format des Hackathons als Auslöser von Prozessen innerhalb der Institution (vgl. I1B) und als Inspiration – man hat viel an »Ideen mitgenommen« (I1B). In einem Memo dazu wird die grundsätzliche Frage nach der Inspiration aufgeworfen, wovon sich Kulturschaffende inspirieren, anregen, auch aufregen oder unter Druck setzen lassen. Die »Öffentlichkeit« erzeugt Druck auf Museen, »Handlungsdruck« (I1H), der in folgender Passage zu den Twitter-Netzwerken von Museen zum Ausdruck kommt:

I1A

[...] da ist [...] ein wahnsinniger Hype [...] drum, in der Diskussion zu bleiben

Memo CR

Aus einem Hype ergeben sich Zugzwänge, die nicht immer langfristig planen und Weitsicht walten lassen. Hype kann Kurzschlüsse auslösen, aber auch wichtiger Impulsgeber sein, etwas in Bewegung bringen, die dann aber auch gesteuert werden muss. Er drängt dazu, Position zu beziehen und Profil zu zeigen – wie können Institutionen eine solche Situation nutzen und gestalten?

Die Öffentlichkeit auf Online-Plattformen erzeugt Druck und Zugzwang, wie es auch im Kontext des obigen Beispiels von bissigen Kommentaren, der Fall ist. Daraus speiste sich später sowohl das Konzept der Unmittelbarkeit (in den Interaktionen zwischen Museen und User_innen) als auch dasjenige der Beobachtungen (im Kontext von Hypes; vgl. Anhang 1). Zu den damit wachgerufenen Fragen passten wiederum Aspekte – und mögliche Strategien – aus einer weiteren Passage:

I1B

[...] es sind [...] Überlegungen, das [...] anders zu strukturieren, anders zu denken, aber das ist [...] Zukunftssache, aber [...] dass da ein Denken und ein Nachdenken passiert und auch dass verschiedene Vermittlungsprogramme [...] daran denken, wie können wir das Digitale mit reinnehmen. Das [...] unterstreicht [...] diesen Wandel [...]

Demnach ist »das Digitale« (noch) keine Selbstverständlichkeit, sondern Anlass zum Nachdenken und Verändern von Strukturen. In vielen Interviewausagen werden Pläne und Vorhaben – insbesondere aus dem Kontext der Digitalisierung – für die Zukunft genannt (vgl. Kapitel 1.1). Exemplarisch steht dafür an dieser Stelle folgendes Zitat:

I1A

[...] wenn ich dann endlich mal wieder mehr Zeit [...] habe. [...] so eine nächste Stufe [...] zu gehen [...]

Memo CR

Es scheinen viele Pläne und Vorhaben in der Luft zu liegen und im steten Widerstreit mit mangelnder Zeit zu verharren. Die nächsten Schritte werden in die vage Zukunft projiziert. Die Arbeit vollzieht sich im ständigen Bewusstsein der Luft nach oben, einer nächsten Stufe, die es zu erreichen gilt. Offen bleibt, wie sich diese vagen Vorstellungen nächster Schritte konkret in Vorhaben übersetzen lassen, die erfüllen, was als Wunsch besteht.

Zeit erscheint hier bereits als wesentlicher Faktor. Im Kontrast zu diesen häufigen Projektionen in die Zukunft steht der Wandel, der im zuvor angeführten Zitat unterstrichen und im selben Interview mehrmals erwähnt wird – als etwas, das bereits eingetreten ist (vgl. I1B).

Basierend auf den bisherigen Ausführungen lässt sich »das Digitale« beispielhaft als vorläufige Kategorie »dimensionalisieren« (vgl. Strauss/Corbin 1996: 43). Dazu werden Attribute oder Charakteristika der Kategorie in ihren jeweiligen Ausprägungen wie folgt dargestellt (vgl. ebd.):

Tabelle 2: Dimensionalisierung der vorläufigen Kategorie »das Digitale«

Kategorie	Eigenschaften	Dimensionale Ausprägungen
das Digitale	Greifbarkeit	abstrakt – konkret
	Einfluss auf die ästhetische Wahrnehmung	gering – stark
	Berechenbarkeit	fassbar – unfassbar
	Öffentlichkeitswirksamkeit	gering – stark
	Anregungspotenzial (Nachdenken, Veränderungen)	ausgeprägt – schwach
	Zeitintensität	hoch – gering

Eigene Darstellung (vgl. Strauss/Corbin 1996: 43)

Mit der fortschreitenden Analyse durch die Erarbeitung von Vergleichen und Verhältnissen zwischen den Codes, vorläufigen Dimensionalisierungen und Diagrammen, mit Hilfe von Fragestellungen und Kodierparadigmen, erhöhte sich die Aufmerksamkeit für übergreifende Faktoren und Ideen, in die sich die einzelnen Codes integrieren ließen. Mit Blick auf die Beispiele – Stichworte wie Zeit, Zukunftssache und Zukunft, Unberechenbarkeit, Geduld, Zugzwang, Hype, Wandel – erwies sich die Zeit(-lichkeit) als Faktor, zu dem sich alle Codes in Beziehung setzen ließen. Damit wuchs auch die Sensibilität dafür, welche Theorien – zu eben jenem Forschungsfeld der Zeit und Zeitlichkeit – im weiteren Verlauf von Nutzen sein könnten (vgl. Strauss 1994: 44).

Axiales Kodieren Die gefundenen Codes und Konzepte wurden weiterhin gesichtet, geordnet, gruppiert und miteinander in Verbindungen gebracht – immer im Zusammenhang mit der Fragestellung und der theoretischen Sensibilisierung. Der Fokus rückte im Zuge des axialen Kodierens verstärkt auf die Beziehungen und Bedingungen zwischen den Codes und Konzepten, so dass diese »auf neue Art zusammengesetzt werden« (Strauss/Corbin 1996: 75) – und zu Kategorien verdichtet werden konnten. In diesem Schritt der

weiteren Abstraktion half wiederum die Anwendung eines Kodierparadigmas (vgl. ebd). Das Kodierparadigma wurde zu einer »Art Checkliste [...], eine Hilfestellung für die Interpretation« (Bischof/Wohlrab-Sahr 2018: 88). Es diente dem Verständnis dafür, »was den Sinnzusammenhang, für den eine Kategorie steht, konstituiert. Es handelt sich nicht um ›Schubladen‹, die zwangsläufig immer alle zu füllen sind.« (Ebd.) Im Prozess wurden dieselben Aspekte mal als ursächliche, mal als intervenierende Bedingungen eingesetzt, erschienen womöglich mal als Kontext, mal als Strategie, um die unterschiedlichen Zusammenhänge durchzuspielen und am Ende auch mal eine »Schublade« des Kodierparadigmas leer zu lassen.

Das Paradigma beschrieb in diesem Schritt die Beziehungen zwischen den entstandenen Kategorien und ihren Konzepten untereinander, nicht zwischen den jeweiligen Kategorien (Strauss/Corbin 1996: 76). Die Analyse drehte sich mehr und mehr »um die ›Achse‹ einer Kategorie« (Strauss 1994: 63). Es ging nicht um die reine Bündelung von Konzepten, sondern ihre Integration in einen größeren Zusammenhang – denjenigen des übergeordneten Zeitfaktors. Die generierten Kategorien bildeten schließlich »die Ecksteine der sich herausbildenden Theorie« (Bischof/Wahrab-Sahr 2018: 87). Zur Erarbeitung und Darstellung der Kategorien wurden Daten aus MAXQDA exportiert, für eine andere Übersicht in Tabellen übertragen, in Mind-Map-Tools zu einem Schaubild zusammengetragen, in Präsentationen zu Diagrammen transformiert und in Textdokumenten als Zusammenhänge verschriftlicht. In die Textdokumente wurden Exzerpte aus der Literatur hinzugefügt.

In MAXQDA wurden die Codes farblich nach den Kategorien sortiert, die sich im Prozess herauskristallisiert hatten. Der axiale Kodierprozess »erfordert, dass sich die Interpretierenden von der Deskription des Materials lösen und (empirisch begründete) Vermutungen darüber anstellen, wie die festgestellten Konzepte im größeren, fallüberspannenden Rahmen zusammenhängen könnte.« (Bischof/Wohlrab-Sahr 2018: 88) Der Faktor Zeit erwies sich im Laufe des Kodierens, der theoretischen Sensibilisierung und der kollegialen Diskussionen als solch ein fallübergreifender Zusammenhang. Er wurde als Schlüsselkategorie identifiziert, die sich selbst wiederum, basierend auf den erarbeiteten Konzepten, auf drei Hauptkategorien verteilte. Diese waren das Ergebnis des offenen und axialen Kodierens – im Übergang zum selektiven Kodieren – und werden hier mit ihren Bezügen zu ihren zugeordneten Konzepten vorgestellt. Die ausführliche Darstellung der Ergebnisse erfolgt in Kapitel 5. Hier werden nur Fragmente herausgezogen, um den Forschungsprozess an

sich nachvollziehbar zu machen, einhergehend mit den Fragen, die den Analyseprozess zusammen mit dem Kodierparadigma vorantrieben.

Hauptkategorie: Im Umgang mit Digitalisierung Eine erste Hauptkategorie vereint die Zusammenhänge im Umgang der Museen mit Digitalisierung. Die oben bereits genannten Beispiele zeugen von den unterschiedlichen Auffassungen des »Digitalen« – als wenig greifbare und berechenbare Werkzeuge, als Ursache veränderter Wahrnehmungs- und Rezeptionsweisen, als Handlungsdruck, als Grund für Wandel.

III

[...] ich finde [...] die Differenzierung zwischen Digitalisierung und digitalen Strategien wesentlich, weil [...] in den Häusern sehr diffuse Vorstellungen existieren [...]

In einem der Folgeinterviews Anfang 2022 hieß es dann unter anderem, dass es »mittlerweile schon differenzierte Auseinandersetzungen« (I2G) gibt. Solche Diskrepanzen wie diejenige zwischen diffusen Vorstellungen und differenzierten Auseinandersetzungen waren maßgeblich für die weitere Untergliederung dieser Hauptkategorie. Gegenüberstellungen des Digitalen mit dem Analogen oder Originalen gingen im Interviewmaterial mit unterschiedlichen Bewertungen einher, die sich ebenfalls dieser Kategorie zuordnen ließen. Die veränderten Wahrnehmungsweisen, die in den Kontext der zunehmenden Digitalisierung gestellt werden, warfen generelle Fragen nach den Veränderungen auf, die mit den Digitalisierungsprozessen in der Gesellschaft assoziiert werden, und wie diese sich im Museumskontext niederschlagen.

Hauptkategorie: Im Netzwerk Eine zweite Hauptkategorie speist sich aus den Konzepten und Codes zu den Netzwerken der Museen. Im Kontext des offenen Kodierens wurden Beispiele für die Thematisierung der musealen Öffentlichkeiten aufgezeigt. Es geht um die Vernetzung mit User_innen und Online-Communities und deren Rezeption von (digitaler) Kunst, um die Vernetzung mit Fachöffentlichkeiten bis hin zu (potenziellen) Kooperationspartner_innen. Die Interviews lieferten Beispiele dafür, welches Verhalten von User_innen mit Bildungsprozessen in Zusammenhang gebracht wird, welches erwünscht, welches beobachtet wird. Aus den oben bereits vorgestellten Memos geht hervor, dass die Beziehungen der Museen durch Rhythmen, Hypes und Zugzwänge bedingt sind.

Hauptkategorie: Im Selbstverständnis Eine dritte Hauptkategorie entwickelte sich aus den Kodes und Konzepten, die sich im Selbstverständnis der Museen verankern lassen. Dazu gehören die Rollen, die sie in ihrem Netzwerk einnehmen, und die Visionen, die Museen für ihre Zukunft haben. Die Fundstellen für den Begriff der Zukunft sind im Interviewmaterial zahlreich. In der Theorie finden sich entsprechende Hinweise auf die häufige Thematisierung der Zukunft von Museen (vgl. Kapitel 1.1; Hübscher 2020: 10; Sternfeld 2018: 13; schnittpunkt/Baur 2020; Bott 1970; Mohr/Modarressi-Tehrani 2022b: 10). Damit wurde gleichzeitig die Frage nach ihrem Verhältnis zur Gegenwart geweckt (vgl. Hübscher 2020: 10; Kapitel 1.1) und schließlich auch demjenigen zur Vergangenheit. Die Gestaltung dieser Verhältnisse erwies sich im Datenmaterial als wesentlich für das Selbstverständnis der Museen und die Ausgestaltung ihrer Kernaufgaben.

Schlüsselkategorie: Zeit Die Möglichkeitsräume von Museen in Zeiten zunehmender Digitalisierung ließen sich im weiteren Verlauf durch den Faktor Zeit identifizieren. Er entwickelte sich aus dem Datenmaterial und im Zusammenspiel mit der theoretischen Sensibilität heraus. Er fungierte als Schlüsselkategorie, um die Forschungsfrage zu beantworten. Die Möglichkeitsräume liegen im Umgang mit der Digitalisierung, im Netzwerk und im Selbstverständnis der Museen und ihre Gestaltung hängt in wesentlichem Maß und auf unterschiedliche Weisen vom Faktor Zeit ab – wie mit der herausgearbeiteten Theorie dargelegt wird.

Die auf der Auseinandersetzung mit dem Datenmaterial basierende, erhöhte Aufmerksamkeit für den Zeitfaktor lenkte den Blick auf entsprechende, bereits bestehende Forschungsarbeiten und Theorien. In den Zeitraum der vorliegenden Studie fiel zum Beispiel der 43. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft zum Thema »Zeit. Zur Temporalität von Kultur«¹². Ein Panel verhandelte »Digitale Zeiten. Reimaginationen und Restrukturierungen von Temporalitäten durch digitale Technologien«. Dazu hieß es:

Die soziotechnischen Ensembles, in die digitale Technologien involviert sind, befinden sich zudem auf Grund der rasanten technologischen Entwicklungen in einer beständigen Spannung zwischen Wandel und Stabilisierung,

12 Ein Kongressbericht erschien in der Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft (vgl. Bossard/Brammsen/Jablonowski/Kool/Kuhn 2023).

die sich als dynamisches Zusammenspiel von Iteration, Rekombination und Rekonfigurationen zeigt. (Bareither/Dietzsch 2022)

Das Zitat tangiert einen wesentlichen Zusammenhang zwischen der Ausgangsfrage und der Schlüsselkategorie der vorliegenden Arbeit, zwischen der zunehmenden Digitalisierung und der Zeit(-lichkeit) (vgl. Kapitel 3.5). Der Tagungsband wurde zur weiteren theoretischen Sensibilisierung herangezogen.

Weitere wegweisende Impulse erhielt die Arbeit durch die Ausführungen zu »Chronoliteracy« in einem Beitrag von Jasmin Vogel und Daniel Neugebauer (2022: 74, Herv. i.O.): »Wir betonen die Wichtigkeit der Achsen Körper und Zeit und finden, dass mit den vorgeschlagenen Begriffen (*Corpoliteracy/Chronoliteracy*) weitere Diskussionen zur Thematik ermöglicht werden [...]«. In einem Memo nach Lektüre des Texts stellte sich die Frage:

Memo CR

Inwiefern hilft diese Sichtachse auf Digitalität, die mögliche Wirkung und Anwendung digitaler oder hybrider Museumsangebote besser verstehen und gestalten zu können?

Folgende Fragen wurden in einem Memo außerdem notiert:

- Welche internen und externen Faktoren gibt es für das Tempo und den Rhythmus der Museumsarbeit? (intern: Rhythmus der Sonderausstellungen, Stellenwechsel; extern: Förderprogramme, Stau durch Corona)
- Wo und warum tauchen Be- oder Entschleunigungen auf? (Stau durch Corona vs. Beschleunigung durch Corona, Abwarten vs. schnelle Anpassung und Reaktion)
- Welche Auswirkungen haben die »Sofortmaßnahmen« auf die Experimentierfreude der Museen? (Trial and Error vs. Strategieentwicklung)
- Wie lassen sich Förderprojekte in der vorgesehenen Zeit von einem Jahr realisieren?
- Welche Rolle spielt das, was schon da war, und das, was bleiben soll oder wird? (Nachhaltigkeit, serielle vs. experimentelle Vorgehensweisen)
- Wie gestalten sich die Zusammenarbeit und Vernetzungen unter den gegebenen Bedingungen? (schnelles Zusammenfinden per Videokonferenz, schneller Draht, dauerhafte Vernetzung, Synergien vs. eigenes Süppchen)
- Welche Entstehungs- und Reifeprozesse durchlaufen die Museen?

- Was ist der Sinn und Mehrwert von Change Management, von neuen Routinen, Standards, Gewohnheiten? (Berg- und Talfahrten des Change Management, Routinen und Bereitschaften)
- Wie hängen Zeit, Routinen und Unlearning zusammen? (vgl. Choi/Krauss 2017)

Die daraus gewonnenen Anregungen flossen in die Ergebnisgliederung ein (vgl. Kapitel 5). Die Fokussierung auf den Zeitfaktor ermöglichte die Ausdifferenzierung der drei Hauptkategorien. Mit dem Faktor Zeit als Schlüsselkategorie wurden die drei Hauptkategorien aufgeschlüsselt, in je drei Sub-, sogenannte Kernkategorien gegliedert, die sich aus den Kodes und Konzepten speisten. So entstanden neun Kapitel zur Beantwortung der Forschungsfrage:

- Im Umgang mit Digitalisierung (Kapitel 5.1)
 - (Un-)Gleichzeitigkeiten von Auffassungen der Digitalisierung in Museen (diffus, differenziert)
 - Geschwindigkeiten der (Digitalisierungs-)Prozesse in Museen (Ressourcen, Haltungen)
 - Wahrnehmung des digitalen Zeitalters (Phänomene der Gegenwart)
- Im Netzwerk (Kapitel 5.2.)
 - zeitliche Erfahrungen der User_innen (Geduld, Erwartungen, User Journeys)
 - Interaktionen zwischen Museen und User_innen (Rhythmen, zeitliche Voraussetzungen)
 - Synchronität im Netzwerk (Knotenpunkte, Abhängigkeiten)
- Im Selbstverständnis (Kapitel 5.3.)
 - Museumsidentitäten (Verhältnis zu den Zeitebenen, Traditionen, Gesellschaft, Visionen)
 - Umgang mit Wellen und Schüben (Hype, Zugzwang)
 - Museumstransformationen (Voraussetzungen, Ziele, treibende Kräfte, Bremsen)

Selektives Kodieren In einem fließenden Übergang zwischen axialem und selektivem Kodieren wurden die Kodes weiter geordnet und dabei entsprechend der Schlüsselkategorie gewichtet – nach Aussagekraft und Tragfähigkeit für die entstehende Theorie, um das Grundgerüst zur Beantwortung der Forschungsfrage zu bilden, um die Kodes und Konzepte darin einzusortieren und gegebenenfalls auszusortieren. Dementsprechend verdichtete sich auch die Visuali-

sierung der Theorie: »Das Revidieren und wiederholte Erstellen eines integrativen Diagramms geht Hand in Hand mit der Konstruktion der konzeptuellen Dichte, die für das selektive Kodieren charakteristisch ist.« (Strauss/Corbin 1996: 189; vgl. Anhang 1)

Das Material wurde immer wieder gesichtet, Kodes und Memos unter Berücksichtigung der entwickelten Kernkategorien weiterhin sortiert, farblich markiert und ergänzt. Ziel war, die Kategorien immer weiter auszudifferenzieren und anzureichern. Parallel verlief die Lektüre wie beispielsweise zu den Schlagworten Zeit, Zukunft und Krise, die Teilnahme an Konferenzen wie am 43. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft, um Anschlussstellen zu erkennen und den Blick auf das Datenmaterial zu schärfen. Der theoretische Rahmen wurde dahingehend angepasst, dass Literatur aus weiteren Disziplinen wie beispielsweise der Soziologie herangezogen wurde, um deren Forschungen adäquat zur Klärung der Möglichkeitsräume einzubeziehen (vgl. Bischof/Wohlrab-Sahr 2018: 93). Erhöhte Aufmerksamkeit weckten dann im Datenmaterial Hinweise auf die Schlüsselkategorie Zeit, zum Beispiel Wendungen wie »mittlerweile«, »noch nicht« und »nicht mehr«, »plötzlich«, »erst einmal«, »rechtzeitig«. Berücksichtigung fanden nun verstärkt Aussagen wie etwa zu regelmäßigen und eingetakteten Abstimmungsprozessen, befristeten und verstetigten Stellen, Arbeit an langfristigen Infrastrukturen und in zeitlich begrenzten Projekten. Die Vernetzung und Communities der Museen wurden auf ihre zeitlichen Logiken hin betrachtet. Die Verwendung von Videokonferenztools und Datenablagestrukturen wurden in den Zusammenhang mit der Synchronisierung gebracht. Das Material wurde mit dem Ziel geordnet, möglichst viele Konzepte in die neun Kategorien zu integrieren (vgl. Eisemann/Tillmann 2018: 267). Die Schlüsselkategorie wurde zum »roten Faden«, um Orientierung für diesen Prozess zu geben (Strauss/Corbin 1996: 117; vgl. Eisemann/Tillmann 2018: 267). Als »story line« durchzieht er die entwickelte Theorie durch alle Kategorien hindurch (Strauss/Corbin 1996: 94). Er »stellt den entscheidenden Kitt beim Zusammenfügen – und beim ordentlichen Zusammenhalten – aller Komponenten der Theorie dar.« (Ebd.: 101)

Theoretische Sättigung und Theorie Nach mehrmaligen Wiederholungen der einzelnen Kodiertypen, nach der zweiten Datengenerierung und der Vertiefung der theoretischen Sensibilität erreichte die entstandene Theorie einen ausreichenden Sättigungsgrad, um die Forschungsfrage solide, basierend auf dem Datenmaterial, beantworten zu können (vgl. Bischof/Wohlrab-Sahr 2018: 93).

Zur Validierung diene Literatur zu den Zusammenhängen mit dem Schlüsselfaktor Zeit, die zu Beginn der Forschung nicht als relevant erkannt wurde beziehungsweise werden konnte (vgl. Strauss/Corbin 1996: 35). Denn nicht die Prozesse, Produkte und Phänomene der in der Ausgangsfrage formulierten Digitalisierung bilden »die zentralen Gestaltungs- und Veränderungsinstanzen« (Pentzold/Bischof/Heise 2018: 11) des zu untersuchenden Feldes. Es geht nicht darum, diese »von vornherein als erklärende Faktoren anzunehmen«, sondern zu »rekonstruieren, welche Ursachen, Bedingungen, Vorgänge und Konsequenzen« die Möglichkeitsräume von Museen in Zeiten zunehmender Digitalisierung prägen (ebd.). Den Schlüsselfaktor zur Rekonstruktion dieser Zusammenhänge bilden die Zeit und die für den Museumskontext herausgearbeiteten Facetten (vgl. Strauss/Corbin 1996: 101).

Für die (Gestaltung der) musealen Möglichkeitsräume erweist sich das Verhältnis zwischen Zeit und Technik als wesentlich. Die Haltungen des Museumspersonals gegenüber technischen Entwicklungen – Enthusiasmus, Skepsis, Abwehr, Neugier und Mut – nehmen Einfluss auf die Geschwindigkeit von Digitalisierungsprozessen in Museen und auf die damit einhergehende Erzeugung, Nutzung oder Verhinderung von Möglichkeiten (vgl. Kapitel 5.1.1; Kapitel 5.1.2). Diese wiederum bedingen die Museumsarbeit in Hinblick auf ihren Bildungsauftrag und das Verhalten der Museen in ihrem Netzwerk. Als Konsequenz ließen sich Implikationen für den Umgang mit dem Zeitfaktor ableiten, die unter dem Begriff der Chronoliteracy gebündelt werden konnten (vgl. Kapitel 6).

4.6 Gütekriterien der Grounded Theory Methodology

Die Darstellung des Vorgehens zur Nachvollziehbarkeit der Ergebnisse schließt mit dem Blick auf die Beschaffenheit der Ergebnisse und Gütekriterien aus dem Kontext der GTM. Folgende Kriterien wurden von Anselm L. Strauss und Juliet Corbin aufgelistet:

Kriterium 1: Wie wurde die Ausgangsstichprobe ausgewählt? Aus welchen Gründen?

Kriterium 2: Welche Hauptkategorien wurden entwickelt?

Kriterium 3: Welche Ereignisse, Vorfälle, Handlungen usw. verwiesen (als Indikatoren) – beispielsweise – auf diese Hauptkategorien?

Kriterium 4: Auf Basis welcher Kategorien fand theoretisches Sampling

statt? Anders gesagt: wie leiteten theoretische Formulierungen die Datenauswahl an? In welchem Maße erwiesen sich die Kategorien nach dem theoretischen Sampling als nutzbringend für die Studie?

Kriterium 5: Was waren einige der Hypothesen hinsichtlich konzeptueller Beziehungen (zwischen Kategorien) und mit welcher Begründung wurden sie formuliert und überprüft?

Kriterium 6: Gibt es Beispiele, daß Hypothesen gegenüber dem tatsächlich wahrgenommenen nicht haltbar waren? Wie wurde diesen Diskrepanzen Rechnung getragen? Wie beeinflussten sie die Hypothesen?

Kriterium 7: Wie und warum wurde die Kernkategorie ausgewählt? War ihre Auswahl plötzlich oder schrittweise, schwierig oder einfach? Auf welchem Boden wurden diese abschließenden analytischen Entscheidungen getroffen? (Strauss/Corbin 1996: 217)

Die vorhergehenden Kapitel beschreiben die schrittweise Generierung der Theorie und beantworten damit auch einen Teil der hier gestellten Fragen. Ein anderer Teil klärt sich in der Ergebnisdarstellung (vgl. Kapitel 5) und mit den im Text hergestellten logischen Verbindungen zwischen den Konzepten und Kategorien (vgl. Aßmann 2013: 85; Bischof/Wohlrab-Sahr 2018: 94). In diesem Kapitel wurden exemplarisch Ausschnitte zur Veranschaulichung gewählt, auch zu solchen Kategorien, die später wieder als weniger nutzbringend verworfen oder in den Hintergrund gerückt wurden, wie beispielsweise diejenige zu den Öffentlichkeiten der Museen oder zum »sensorial shift« (vgl. oben, Kholeif 2018: 95). Aus dem Datenmaterial heraus ließen sich diesbezügliche Hypothesen nicht halten, da beispielsweise die Wahrnehmung der (digitalen) Kunst, die Perspektive der User_innen nur indirekt im Datenmaterial enthalten ist, da sie selbst nicht zur ihrer Wahrnehmung befragt wurden. Die Aussagen der Interviewpartner_innen bildeten die entscheidende Basis und Richtungsweiser für die Entwicklung der Theorie. Dabei erfolgte eine Auswahl derjenigen Inhalte, die besondere Aussagekraft für die Theorie entwickelten und deshalb Berücksichtigung fanden. Das bedeutete gleichzeitig die Vernachlässigung anderer Interviewaussagen. So konnten beispielsweise die Wünsche der Interviewpartner_innen an die Forschung, nach denen in den Interviews gefragt wurde (vgl. Anhang 5), mit zunehmender Herausarbeitung der Kategorien nur bedingt berücksichtigt werden. Sie fanden nur dann Eingang in die Ergebnisdarstellung, wenn sie Verbindungen zu den zentralen Kategorien aufwiesen.

Die dargestellten Ergebnisse hängen dabei nicht allein vom Datenmaterial selbst ab, sondern eben auch von der theoretischen Sensibilität. Das zeigt sich in der Aussagekraft der Forschung in Hinblick auf die Coronapandemie und ihre Auswirkungen auf das Untersuchungsfeld. Die zweite Datengenerierung erlaubt durchaus entsprechende Interpretationen und Erkenntnisse, einen Vergleich zwischen »Vorher« und »Nachher«. Jedoch war die zweifache Verankerung – sowohl im Datenmaterial als auch in der Theorie – nur bedingt möglich (vgl. Strauss 1994: 58–59), da mehr zeitlicher Abstand, das heißt mehr theoretische Sensibilisierung durch zusätzliche, ausreichende und valide Beobachtungen, Erfahrungen und Studien nicht gegeben war¹³.

Die Entstehung der Konzepte fand mit Hilfe der spezifischen, hier aufgezeigten Techniken statt, wie die des Kodierens, der Anwendung von Fragen und des Kodierparadigmas. Es ging um die »systematische Konzeptualisierung durch konzeptuelle Verknüpfung« (Strauss/Corbin 1996: 218), die dann in die Ergebnisdarstellung »eingewoben« (ebd.: 219) wurde. Die »Erklärungskraft« der Theorie gründet sich auf ihre »konzeptuelle Dichte« (ebd.) – die Menge und Qualität dieser Verknüpfungen, die zum Teil bereits in diesem Kapitel, zum anderen Teil in den Ergebniskapiteln selbst vorgestellt werden.

Um eine »valide und reliable Theorie aufzustellen« (ebd.: 27), müssen Forschende sich von »Urteilsverzerrungen und unerkannten oder unerforschten Vorannahmen befreien« (ebd.: 27). Solchen Verzerrungen und Prämissen konnte im Forschungsprozess dadurch entgegengewirkt werden, dass immer wieder neue Blicke ins Datenmaterial geworfen wurden, im Laufe der Transkription, der Kodierschritte und vor allem beim kollegialen Austausch während der Kolloquien (vgl. ebd.: 28). Der Wert und Wahrheitsgehalt der Ergebnisse entsteht schließlich auch durch ihre Stimmigkeit (vgl. ebd.: 279; Kapitel 4.1), diese wiederum durch die systematische und stringente Anwendung der Methode.

Der Forschungsstil der GTM hat eine gewisse Unabgeschlossenheit der Theorie zur Folge, da eine vollständige Sättigung und die Unterbrechung der Iterationen immer nur bedingt begründet werden kann (vgl. Aßmann 2013: 87). Die derzeitigen Ergebnisse können stets wieder »in den zirkulären Verlauf« (Uhlig 2017: 92) eingespeist und weiterentwickelt werden (vgl. ebd.). Eine

13 So ist beispielsweise ein Forschungsprojekt des Instituts für Museumsforschung über »Pandemiebedingte Strukturveränderungen in der deutschen Museumslandschaft« zum Zeitpunkt der vorliegenden Studie noch nicht abgeschlossen (s. Institut für Museumsforschung).

Grundidee der GTM ist gerade, »dass der Theoriebildungsprozess niemals abgeschlossen werden kann, weil die erfassten Phänomene zeitlich bedingten Veränderungen unterliegen.« (Aßmann 2013: 253) So bleibt das Ergebnis eine Momentaufnahme des Forschungsprozesses (vgl. Uhlig 2017: 92).

Der Zeitfaktor erweist sich nicht nur als relevant für das Untersuchungsfeld, sondern für die Untersuchung selbst, wie in einem Band zu sozialwissenschaftlichen Methoden und Methodologien formuliert wird: »Damit stellen sich Fragen nach den methodischen Konsequenzen einer solchen Sensibilisierung für Zeitlichkeit und Prozesse in der Konzeption des Forschungsprozesses, in der Datenerhebung und in der Datenanalyse.« (Heinlein/Dimbath/Haag/Sebald 2023: 3¹⁴) Da sich die Sensibilisierung erst im Laufe des Forschungsprozesses und in Hinblick auf den Forschungsgegenstand entwickelte, spielten diese Fragen für die vorliegende Forschung in ihrer Konzeption keine Rolle. Darin liegen für die künftige Forschung weitere Potenziale, Temporalität, Prozessorientierung und (organisationales) Gedächtnis von vornherein in das Forschungsdesign zu integrieren. Der Zeitfaktor, die »organisationale Zeitlichkeit« (Mensching 2023: 230) und »Relation zwischen Temporalität und Temporalisierung« (Mensching 2023: 230) ließen sich dadurch stärker in den Blick nehmen.

Grundsätzlich bietet die vorliegende Arbeit zahlreiche Anschlussstellen für weitere Forschung, jede der neun Kategorien lässt sich in ihren Konzepten und Verbindungen mit bestehenden Theorien weiterdenken. Ebenso vorstellbar ist die Entdeckung weiterer Kategorien durch ein erweitertes Forschungsfeld, ob durch internationale Vergleiche oder mit anderen Kulturinstitutionen.

Der Anspruch dieser Arbeit an die Aussagekraft ihrer Ergebnisse besteht für das untersuchte Feld, für die Praxis sowie die Wissenschaft der Kulturellen Bildung und Museologie, sowie außerdem für »einen übergeordneten gesellschaftlichen Diskurs« (Bischoff/Oehme-Jüngling 2014: 42) – entsprechend der (möglichen) Rolle von Museen in der Gesellschaft.

Mit der handlungspraktischen Relevanz und ›Passung‹ der empirisch basierten Theorien ist in pragmatistischer Perspektive zugleich auch ihr zentra-

14 Im selben Band findet sich beispielsweise ein Beitrag zu Temporalität, Prozessualität und Dimensionalität des Interviews als Erhebungsinstrument (Kotthaus/Reinhardt/Weste 2023). Erwähnenswert ist diesbezüglich außerdem eine Veröffentlichung zu den Grundzügen einer primär temporalen Methodologie empirischer Sozialforschung (vgl. Aljets/Hoebel 2017).

les Gütekriterium verbunden: Sie sind so gut, wie die Handlungs- und Problemlösungsfähigkeit im jeweiligen Feld durch sie gesteigert werden. (Strübing 2018: 47)

In diesem Sinne ist mit der Arbeit die Hoffnung verbunden, Hinweise und Inspiration für die Museumsarbeit zu geben, Anregungen zum Diskurs, Denken, Handeln und gegebenenfalls auch Widerstand (vgl. Muttenthaler 2020: 207). Sie gibt Impulse zur Reflexion impliziter Zusammenhänge und des Umgangs mit Zeit, um die Potenziale und Hemmnisse dieser Umgangsweisen erkennen und die entsprechenden Möglichkeitsräume gestalten zu können (vgl. Eise-mann/Tillmann 2018: 259). Die Erklärungs- und Anregungspotenziale zählen schließlich zu einem solchen Nutzen, wie auch Strauss und Corbin ihn für eine Grounded Theory fordern (vgl. Strauss/Corbin 1996: 279, Kapitel 4.1).

Ob sich die Implikationen dieser Forschung in der Museumsarbeit tatsächlich bewähren (vgl. ebd.: 9; Kapitel 4.1), muss sich erst zeigen. Um diesem Anspruch nachzukommen, wurden die Stimmen aus der Museumspraxis entsprechend gewichtet. Mit der Wahl der GTM wurde den Interviews ein hoher Stellenwert beigemessen, die Ergebnisformulierung erfolgte nah am Datenmaterial. Gleichzeitig hat die Forschungsarbeit eine gewisse Distanzierung zur Praxis zur Folge und einen gewissen Abstraktionsgrad zum Ziel, um eine Vogelperspektive einnehmen und Zusammenhänge erkennen zu können. Forschung bedeutet immer auch eine Gratwanderung zwischen der Verankerung im Gegenstandsbereich und in der Wissenschaft, zwischen abstrahierten Theoriegebäuden und anwendungsbezogenen Implikationen, zwischen der Arbeit am Schreibtisch und dem Austausch und der Anwendung im Feld. »Wissenschaft und Kunst brauchen beides: einerseits die konzentrierte, stille Bezogenheit auf sich selbst und andererseits den lebendigen, kritischen und politischen Austausch mit dem Gegenüber.« (Unterberg 2023: 23) Beides war zur Errichtung dieses Theoriegebäudes notwendig. Phasen des regen Austauschs in Form der Interviews und kollegialer Beratungen mischten sich mit Phasen des ruhigen Arbeitens in Form des Nachdenkens und Verschriftlichens.

Es handelt sich bei den Ergebnissen nicht um Handlungsempfehlungen oder Gelingensbedingungen. Ein solcher Anspruch und der Nutzen gut gemeinter und empirisch belegter Empfehlungen sind umstritten (vgl. Klinge/Temme 2023: 150):

Und in der Tat versteht sich wissenschaftlich generiertes Wissen als Theorie und in der Vermittlung an die Praxis als eine Art Problem-Lösemittel: Wissenschaft bzw. Forschung definiert das Problem, entwickelt ein Design, um das Problem empirisch erfassen zu können und Lösungen zu finden, die sie schließlich als theoretisches Konzept der Praxis präsentieren, welcher die Umsetzung von Lösungen zugeschrieben wird. Diese Denkweise kommt einer Einbahnstraße im Wissenstransfer gleich oder einem Besserwissen, von oben, von der Theorie nach unten zur Praxis. (Klinge/Temme 2023: 149–150)

Der Nutzen dieser Arbeit kann sich vor allem im Dialog entfalten, in den die Ergebnisse mit Veröffentlichung eingebracht werden können. Diese waren nicht nur im Laufe des Forschungsprozesses und insbesondere im Kontext der Interviews auf den Austausch angewiesen, sondern sind es auch nach ihrer Verschriftlichung, um sich bewähren zu können. Sie bedürfen des Dialogs, um aus den Erkenntnissen praktische Experimente, weitere Erfahrungen und weitergehende Fragestellungen zu entwickeln. »Wissenstransfer gedacht als punktuelle Handouts und Handreichungen, Präsentationen oder Publikationen greifen infolgedessen zu kurz, um Veränderungsprozesse, die vielleicht durch den Wissenstransfer intendiert sind, wirksam und nachhaltig in Gang zu setzen.« (Harnisch-Schreiber/Hartmann/Reinwand-Weiss/Scheuer/Unterberg 2023: 16) Vielmehr bedarf es weiterer Iterationen, der weiteren Arbeit an diesem Neubau, und zwar in Konstellationen, die aus unterschiedlichen Positionen, in je unterschiedlicher Nähe und Distanz zu Museumsarbeit und Wissenschaftsbetrieb, bestehen.